Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundfunfzigster Band.

Der Colibri.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Der Colibri.

Welch kleinen Lohn für langes
Kummerleben!
Petrarca.

Das reizende Oertchen Greifswerda, an einem schiffbaren Strom gelegen, schien die Insel der Glücklichen, worauf ein unabhängiger Fürst, der außer dem Johanniterkreuz kein drückenderes trug, in Freude und Friede regierte. Der Vogel Greif hielt mit verschlingender Geberde Wache über dem Portale der ländlichen Residenz, und manches wandelnde Geschlecht der Menschen war dort aus- und eingegangen, seit diese ehernen Schwingen ausgebreitet wurden für den Flug der Zeit. — Wenn, wie man sagt, dies fabelhafte Geschöpf der Alten in seinem Mythos von den Cherubim abgeleitet wird, so hatte es hier seine geeignete Stelle; denn hinter der Himmelspforte, die es hütete, stand der Thron des kleinen Erdengottes auf Liebe gegründet, und die Geister seiner Nähe führten ein seliges Leben im Chor.

Der alternde Fürst liebte die Musik und das Theater mit einer Leidenschaft, die ihn beherrschte wie verjüngte, und der seine übrigen einfachen Bedürfnisse durchaus untergeordnet waren. Der Hof enthielt eine stehende Bühne, auf welcher der dramaturgische Geschmack seltsam gewechselt hatte; nur der ihres Begründers war sich stets gleich geblieben. Ein mimisches Talent galt dem Fürsten für Verdienst, eine schöne Stimme dünkte ihm ein Vorzug, dem jede Huldigung gebühre. Die fürstliche Capelle war berühmt. Er sparte keinen Aufwand für diesen Lieblingszweck, und die reichen

Einkünfte flossen zumeist den goldnen Wellen der Töne zu, und in den goldnen Wein, den die Tonkünstler tranken.

Diese Neigungen hatten den Fürsten, der schwächlich und von sanfter Natur war, sehr weich gestimmt, und seine eingeborene Leutseligkeit zu der zartesten Reizbarkeit verfeinert. Die ideale Welt, der er mit Sinn und Seele angehörte, hatte ihn der wirklichen entfremdet, worin ihm die Gabe versagt war, eine seinem Range angemessene Rolle zu spielen. So, durch seine ästhetische Ausbildung auf einen höheren Standpunct gestellt, war der Blick dieses guten Fürsten über jedes Vorurtheil seines Standes erhaben. Die Kunst war ihm allein die Sphäre, in der seine Sterne schimmerten und Unsterblichkeit wohnte. Er selbst ward angebetet von den Seinen, und dieser Bereich schloß einen weiten Umkreis ein. Die Schönheit des Aufenthaltes, der freisinnige Hof, welcher den seltnen Verein zwanglosen Umgangs und geistreicher Unterhaltung gewährte, ohne den Genuß der Einsamkeit zu stören, oder das persönliche Recht zu beeinträchtigen, womit ein Jeder über sich und seine Zeit verfüge, hatte viele Ansiedler hierher gezogen, und Greifswerda war allmählich eine adelige Colonie geworden. Eine Menge stattlicher Gebäude umringte gesellig, ob auch in schicklicher Ferne, das fürstliche Schloß, manches Landhaus blickte zwischen Gärten und Baumgruppen hervor. Auf einem großen runden Platze stand ein Petrus von gegossenem Erz, in ernster Gediegenheit; ein heiliger Schirmvogt gleichsam dieses den Musen geweihten Gebiets. Ein Baldachin falbender Linden rauschte über dem Standbilde. Kein Gewerbe war in diesem vornehmen Bezirk zu erblicken; kein Geräusch der Arbeit unterbrach die feiernde Morgenstille der Stunde, worin unsere Erzählung beginnt. Sogar die alte Obsthändlerin, welche

sonst unter dem Schutze des Apostels Früchte feil bot, hatte heute den kleinen Markt ausgesetzt und gönnte sich und dem himmlischen Legaten einmal Ruhe. Und dies nicht allein weil es Sonntag war. Der erlauchte Ortsherr beging sein Wiegenfest, und die Natur schien freundlich dazu. Am Himmel, der im leuchtendsten Blau herbstlicher Färbung mit den blassen Umrissen der fernen Berge und den Nebeln des Wassers verschmolz, war bis an den Saum des Horizonts kein Wölkchen zu sehen. Der Fluß flimmerte in Silberglanz und rauschte prächtig in der Sonne.

Am diesseitigen Ufer, wie an den Faden der Fluth gereiht, zogen sich die Häuser und Hütten der Schiffer hin, deren viele hier heimisch waren. Sie hatten aus dankbarer Hochachtung für den Fürsten zu Ehren dieses Tages dem Standbild des Heiligen, der ihnen durch seine Abkunft berufsverwandt war, eine seidene meergrüne Fahne in den Arm gegeben. Ein sanfter Wind blies aus Osten, das abgewehete Laub stiebte wie goldne Funken in den Lüften, und der kanonische Fahnenjunker schwenkte unaufhörlich gegen das Schloß.

In einer der ansehnlichsten Privatwohnungen, dem Hause der verwittweten Generalin, Gräfin Dohna, saß diese Dame und wand feine spanische Wolle von einer kleinen Winde, die, aus Ebenholz geformt, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt war. Würde umschwebte die alte stille Gestalt, welche zurückgebogen in einen Armsessel, dessen Lehne mit kleinen vergoldeten Engelsköpfen geziert war, schon von den Genien der Ewigkeit getragen schien. Die vornehme schneebleiche Hand glänzend in der weißesten Zärte und im einfachen Schmuck eines Siegelringes, dessen Carniol von langem abnützendem Gebrauch ein wenig entfärbt und auch im

Stich des Wappens nicht mehr ganz kenntlich war — wickelte langsam das Gespinnst ab und legte es weich um den schwellenden Knäuel. Und wie die Rollen der Winde sich leise bewegten, glich die Generalin einer Parze, welche, achtlos der Zeit, über dem Wandel der Sterblichen in sinnendem Ernst ihr ewiges Geschäft fördert und mit erhabener Ruhe die Fäden menschlicher Schicksale schlingt. In dem geisterblassen Angesicht mochte einst der Schönheit Lenz geblüht haben, in den tiefen Furchen der Züge lag eine verschüttete Welt — der Ausdruck von begrabenem Leid, von Stille, gab dieser Physiognomie etwas Rührendes; die Augen der Matrone, gesegnet durch eine seltne Klarheit, blickten wie Sterne über einer Winterflur, in tiefer Anschauung wahrscheinlich in ein anderes Verhältniß als das, welches sich so sanft und sichtlich lösete.

In dem räumlichen Zimmer herrschte jene Ordnung, die ein ödes Gefühl erregt, indem sie häusliches Walten und den Begriff der Gemächlichkeit ausschließt. Das seidne Sopha zeigte in seinen straffen Polstern keinen Eindruck einer Lieblingsstelle; das gestickte Schlummerkissen, wie ein verschobenes Quadrat in die rechte Ecke gestülpt, lockte zwar hervorschwellend; nur Schade! daß die Wahl der Stickerin auf eine Datura gefallen war, deren betäubendes Gift selbst im Bilde — von einem müden Haupte bisher gescheuet worden zu sein schien. Der blumenreiche Teppich prangte weit hinaus in das Parquet, auf diesen Rosen, frisch, als ob eben von der Nadel erblüht, ruhete gewiß selten ein Fuß. An der tapezirten Wand hing eine Reihenfolge brauner Kupferstiche, Kriegsscenen chronologisch geordnet. Das Schlachtengetümmel der Phantasie stach seltsam ab gegen das Schweigen der Umgebung. Diese meisterhaften Darstellun-

gen schlossen recht schicklich einen Helden ein, den seligen General, wie an der innen laufenden Feder des militairischen Hutes zu erkennen, der ihm beigegeben war. Mit entblößtem Haupte und siegreicher Miene schien er wie auf dem Champ de Bataille zu stehen; der Mund, friedlich verstummt für das Commando, war noch ein wenig geöffnet, die Hand lag fest am Degen der Ehre, und die Herbstsonne webte im Farbenschimmer seiner Orden.

Dicht an dieses Portrait und von derselben Form und Größe, wie ein eheliches Doppelbild im gleichen Rahmen der Verhältnisse — schloß sich das Kniestück eines Mädchens, in erster Jugendblüthe gemalt. Es hielt einen Kranz empor wie zu einem Lorbeer für den ehrwürdigen Nachbar — in den Lächeln dieser Lippen und seiner ganzen Wundersüßigkeit lag die Poesie solch einer Huldigung; die Beugung des zarten Halses, als fiel es ihm schwer, die Krone der Schönheit zu tragen, wog einen Triumph auf, dem es sich neigte. Doch der General wendete sich abwärts diesem holden Blick und schauete leutselig auf seine Wittwe nieder. Unter dem breiten Pfeilerspiegel schlug eine Stutzuhr lange Stunden. Die Zeit, eine allegorische Figur, fußte auf diesem Prachtwerk, und der gewichtige Ernst im Ausdruck der kleinen goldnen Miene, die starre Schwere der Flügel machten sie gleichsam zu einer Ironie ihres Sinnbildes. Am zweiten Fenster, dem zunächst unter dessen bergenden Bogen die Gräfin Dohna saß, stand ein Mädchen von zartem Wuchs und blickte sinnig, während es in unbewußtem Gedankenspiel einen Namenszug an den dünnen Hauch der Scheiben zeichnete, in den offnen Platz hinaus, wo Sanct Peter das Schifferfähnlein schwenkte. Das stille Kind schien jedoch keinen Sinn für dieses komische Schauspiel zu haben, sondern

wie in den Traum eines Melodrama versenkt zu sein; denn vom Schlosse herüber wehete die Morgenluft Töne wie vom Stimmen musikalischer Instrumente, und die Nähe des Flusses verursachte ein dumpfes Geräusch.

Die Sonne war nun höher gekommen und goß einen vollen Blendstrom über den Gesichtskreis des Mädchens aus. Die Glorie des Heiligen schimmerte, das Zimmer war mit heiterm Licht erfüllt, und selbst ein Löckchen der Matrone wagte sich wie unter klösterlichen Schleiern hervor und glänzte silbern in der hellen Freiheit.

Der Faden der Vicogne haftete in einer Schlinge; die Generalin hielt an, erhob den Blick und sprach: „Dort liegt etwas, Isolde!" Sie hielt blinzelnd eine Stelle im Auge und deutete mit dem Finger darauf hin. Das Mädchen dieses Namens wendete sich um — wir sehen dabei in ein interessantes Gesicht, von schwarzbraunen Augen beseelt — bückte sich an den Reflectionspunct und hob einen schmalen Gegenstand auf. „Ein Strohhalm! sagte Isolde, verwundert, daß dieser Angehörige der Niedrigkeit sich hierher verirrt, „wir werden einen Gast bekommen."

„Davor sei Gott!" antwortete die Generalin mit einem tiefen Athemzuge. „Wer würde es anders sein als Ritter Sausewind? Um Ruhe und Regel aber ist's alsdann gethan. Man wird ganz schwach von seiner Gegenwart."

„Wenn Alexander von der Oper gehört," entgegnete das Fräulein, „so glaube ich selbst, daß er nicht fern sei."

Die Generalin ließ die Hände in den Schooß sinken und seufzte. Sie sprach: „Ja, ja! ich fürchte sehr, der Fürst hat ihm davon gesagt. Er mag den Wildfang leiden und gönnt ihm gern ein Vergnügen. Doch auf wessen Kosten?

auf meine; denn er beraubt mich des Einzigen, was ich noch auf der Welt genieße, der Stille!"

„Der Lieutenant hat aber doch ein gutes kindliches Herz" — versetzte Isolde mit bangem Antheil an der Matrone, und einem Tone, der die Unbilden dieser Einquartierung eben nicht hoch anschlug.

„Dies ist zu wenig, Isolde, um ein mütterliches vor Angst und Sorge zu schützen," erwiederte hierauf die Generalin, „er macht mir nichts destoweniger viel Kummer. Sein Leichtsinn —"

Hier trat der Kammerdiener ein und meldete eine junge Dirne vom Ufer, die auf der Bitte bestehe, bei der Frau Generalin vorgelassen zu werden. „Nun so mag sie kommen," bewilligte seine Herrschaft und heftete den Blick nach der Thür, durch welche bald darauf ein allerliebstes Mädchen eintrat. Das Gesicht, voll und frisch wie eine Rosenknospe, ward vom Hochroth der Verlegenheit höher noch gefärbt, ein scheuer Blick der brennenden Augen, so blau und blitzend wie der Himmel im Sommer, flog nach Isolde hin, und ein beklommener Seufzer von den Lippen, die sich der Bitte scheuten, säuselte hörbar in das Lauschen der Erwartung.

„Was bringst Du mir, mein Kind?" fragte die Generalin mit gütigem Tone, „tritt doch näher!"

Vor dieser klaren Stimme schwand jeder Schatten von Furcht in des Mädchens Seele. Es gehorchte dem Befehl, küßte der Generalin die Hand und sprach: „Mein Vater, der Fisch- und Fährmeister Balthasar, läßt seinen unterthänigen Respect melden, und schickt der Frau Excellenzen eine Goldschleie. Er sagte, dies wäre ein zartes Fleisch für einen alten Magen, und der Name des Fisches hätte nebenher einen schicklichen Klang für die Tafel einer reichen und vor-

nehmen Dame.“ Bei diesen Worten zog des Fischers Tochter ein bläuliches Netz unter der Schürze hervor.

Die Generalin glaubte hierin eine Anspielung auf ihre Generosität zu verstehen. Sie betrachtete mit einem milden Lächeln die niedliche Botin und ihren Auftrag. Das Mädchen sah aus wie ein Idyll, der Fisch zappelte kräftig und schillerte so wunderschön, als wäre er aus einem Feenteiche gezogen, das Netz sogar war von Filet.

„Ich weiß Deinem Vater Dank dafür,“ sagte die Matrone; „Isolde! klingle doch und bezahle die artige Kleine!“ Sie gab der jungen Gesellschafterin einen Wink.

Diese Rede von der Zahlung hätte das Mägdlein vom Ufer beinahe übel genommen. Es trat einen Schritt zurück und sprach: „Behüte! mein Vater sendet seinen Fang der Frau Excellenzen nur aus gutem Herzen. Umsonst möchte ich ihn freilich nicht gebracht haben — aber —“ das hübsche Kind schlug die Augen tief nieder.

„Nun so sprich, und nenne mir Dein Begehren,“ sagte die Generalin ermuthigend und nicht ohne beunruhigte Neugier. Isolde, schon im Gehen begriffen, faßte wieder Fuß, und das Mädchen mit finsterer Aufmerksamkeit ins dunkle Auge. Sie athmete während dieser Audienz-Scene schwer und leise.

„Ich habe eine Klage zu führen, der die Frau Excellenz abhelfen könnte —“ begann das Jüngferchen und stockte abermals.

„Eine Klage?“ wiederholte die Generalin befremdet; doch das Wort hallte mit vertrautem Ton tief in ihr Inneres hinab und dort durch einen langen Zeitraum durch ein ödes Herz.

„Ja, ja!“ sagte die Kleine mit einem pfiffigen Lächeln

und nickte wichtig dazu, „über einen feinen Hecht, der aber wohl schwerlich das Leiden Christi im Kopfe hat.“ —

Isoldens Wange entbrannte; eine schwache Röthe färbte die bleichen Züge der Generalin. Sie sprach mit Würde: „Rede frei heraus und nicht im Sprichwort; ich liebe das nicht. Was ist's, worüber Du Dich beschwerst und dem ich abhelfen könnte?“

Das Mädchen war sichtlich erschrocken, der kecke Muth des begonnenen Vortrags wollte entfliehen — doch dieser plötzlichen Verschüchterung stand ein Trotz entgegen, der auch die Blödesten erkühnt. Des Fischers Töchterchen antwortete daher unverzagt: „Ich muß es nun ordentlich aussagen. Wenn mein Vater des Abends müde von dem schweren Dienst bei der Fähre ein wenig ausruht und die Bootsleute sich nach allen Winden zerstreut haben, so geschieht es zuweilen, daß ich einen Fremden mit dem kleinen Kahne über den Fluß holen muß. Ich bin ein Kind des Wassers, habe rüstige Arme und weiß mit dem Ruder Bescheid. So geschah es öfters, daß ich den Eidam der Frau Excellenzen übersetzte.“

„Meinen Eidam?“ fragte die Generalin entsetzt, und fügte, sich selbst wie das Alter und die Bildung der vor ihr stehenden Klägerin vergessend, hinzu: „Mädchen! um Gott! so fährst Du, ein weiblicher Charon, abgeschiedne Seelen über den Fluß?“

Die Schifferin erglühete beschämt ob ihres Irrthums und sprach: „Nein, nein! wie ist mir denn? den Enkel der Frau Excellenzen wollte ich sagen. Aber eine abgeschiedene Seele — der Himmel weiß es! das war er nicht; ich habe die meinige jedesmal Gott befohlen, denn es war nicht viel besser, als führe ich den Sturm stroman.“

Die Generalin horchte bestürzt. „Und was hätte mein Enkel Dir denn zu Leide gethan?“ fragte sie verhörend; ein strenger Blick, auf das Mädchen gerichtet, forderte Wahrheit.

Dieses entgegnete: „Nun, zu Leide grade nichts; allein zu Liebe — das hat auch sein Schlimmes. Sehen Sie nur, Frau Excellenzen,“ fuhr die Kleine dreister in dem Bewußtsein der Vertraulichkeit fort, durch welche sie beleidiget zu sein vorgab und jetzt wirklich beleidigte —, „der Lieutenant ließ mir nicht Luft, küßte mich, da ich mich nicht wehren konnte, denn Unsereins hat sein Leben doch auch lieb! — und trieb lauter gefährliche Possen, mitten auf den Wellen. Wenn ich ihn schalt und warnte, dann sagte er mir vorwitzig, er sei kein Jude und könne schwimmen im schlimmsten Falle. Dann weinte ich bitterlich und sprach: Es sei doch auch nicht christlich, ein armes Mädchen so zu ängsten. Und nun schmeichelte er so lange, bis ich wieder gut war nnd zuletzt lachen mußte. Bald nannte er mich die Jungfrau am See, eine kleine trotzköpfige Undine; er weiß unzählige Schnurren und kannte mehr Namen als im Kalender stehen. So hieß er mich auch seine Hulda, die Donaunymphe — oder er schwor gar, ich sei die Pathe des göttlichen Nelson, eine geborene Wasserheldin, weil ich Nelly heiße, eigentlich Petronelle. Das wollte der Vater haben, des Schutzpatrons wegen.“

„Mein Gott! Du wirst doch Spaß verstehen, Mädchen!“ warf Isolde mit zürnender Miene und zitternder Stimme der Erzählung ein.

„Ja, ich wohl, gnädiges Fräulein,“ vertheidigte sich Nelly, „aber mein Vater nicht. Ach! und mein Vater, mit Erlaubniß zu sagen, der kann entsetzlich grob sein.

Nun fürchte ich mich, es könnte etwas setzen; denn der Vater hat geschworen, er mache den Lieutenant einmal pudelnaß und lasse ihn ablaufen. Und da dachte ich, es wäre besser, wenn die Frau Excellenzen ihm bei Gelegenheit tüchtig den Kopf wüsche, so käme er doch leichter davon." Klägerin sah mit nassen Augen vorbittend zu der Großmutter des Inculpaten auf.

Die Generalin schien bereit zu der Wiedertaufe mit dem Exorcismus. Sie sprach: „Sei außer Furcht, mein Kind! ich werde dafür sorgen, daß mein Enkel Dich künftig ungekränkt lasse." Doch war diese Schutzversicherung nicht ohne einen leisen Anklang von beleidigtem Stolz.

Nelly stutzte.

Ein Mädchenohr hört fein, zumal in Liebessachen. Sie sagte mit beklommener Stimme: „So ist es gut, denn heirathen wird er mich doch nicht, wenn er es mir auch zehnmal versprochen."

„Versprochen?" stieß Isolde fast mit einem leisen Schrei hervor.

„Nun ja, so — ich weiß nicht, ob verstellter Weise —" bestätigte Nelly; „indessen wollte ich es doch lieber der Frau Excellenzen gesagt haben. —"

Ein Lächeln umschlich bei diesem naiven Zweifel die schweigenden Lippen der Matrone; es lag viel Adel in diesem Lächeln. Sie maß mit einem weitschauenden Blick wie aus Ahnenferne die Verhältnisse der kleinen Einfalt, welche vor ihr stand, für die Größe dieses denkbaren Anspruchs, und in der edeln Miene drückte sich ein herabsehendes Verzeihen aus, womit sie die Kurzsichtigkeit der Jugend bemitleidete. Schon war das Mädchen entlassen, da besann

die Generalin sich und sprach: „Warte noch ein wenig Kleine.“ Sie setzte sich an den Schreibtisch. Isolde entzündete chemisch eine Kerze, deren flackernder Schein seltsam gegen die herbstliche Morgenbeleuchtung abstach — Nelly stand wie auf glühenden Kohlen. Die Generalin hatte nun geschrieben, das Blatt knisterte als die geübte Hand es brach. Sie siegelte und drückte den Petschierring mit solch angestrengter Kraft in den schmelzenden Purpur des Lacks, als dächte sie damit die kleine Grafenkrone unauslöschlich dem wächsernen Herzen einzuprägen, das, für jeden flachen Eindruck empfänglich, die Wappen seines Ranges und Standes nicht immer anschaulich genug bewahrte. Sie reichte das Billet dem harrenden Mädchen und sprach: „Hier, mein Kind! ist ein Geleitsbrief für Dich! Ich hoffe, er wird Dich in Zukunft sicher stellen. Bei der nächsten Ueberfahrt giebst Du ihn meinem Enkel, noch ehe er einen Fuß in den Kahn setzt. Grüße Deinen Vater von mir. Er sollte Dich mit diesem Geschäft verschonen; es bringt Dich in Gefahr. Ich werde einmal selbst mit ihm sprechen.“

Nelly entfernte sich. Sie schien an dem leichten Blättchen wie an einem schweren Vorwurfe zu tragen. Isolde folgte ihr in stillem Unmuth. Kaum über die Schwelle geschritten, kehrte sie zurück, einen Brief in ihrer Hand, den sie der Generalin mit den Worten übergab: „Ein Hoflakei wartet draußen — ich eile nur, daß des Fischers Tochter endlich abgefertiget werde.“

Die Generalin öffnete und las, ihr Auge lief unruhig die Zeilen hin und her. — Sie erhob sich dann, um eine mündliche Antwort selbst zu ertheilen. Als dies geschehen war, bewegte sie den Griff des Glockenbandes, und der klingelnde Befehl hallte laut durch den gewölbten Vorsaal.

Fräulein Isolde, das Pflegekind der Gräfin Dohna, kam dem Diensteifer ihrer Leute zuvor, und brachte eine kleine Tasse Brühe, wobei ein Bissen Weißbrod lag, etwa gerade groß genug zum Imbiß eines mäßigen Vogels.

„Du gutes Kind!“ sagte die Generalin, „Dir galt mein Ruf wohl nicht, und am wenigsten dem Frühstück; stelle die Tasse nur hin, ich habe keinen Appetit, obschon ich meine schwachen Kräfte stärken möchte für den Tag, der sich unruhig genug anfängt. Die Canonissin schreibt mir“ — sie winkte dem eintretenden Bedienten zurück — „und ersucht mich im Namen ihres Bruders um eine kleine Gefälligkeit. Eine junge Künstlerin, welche krank gewesen und von B . . . . . . aus durch geheime Gönnerschaft empfohlen worden, soll in einem stilleren Aufenthalt, als den das Schloß in diesen Tagen bietet, geschont und in der Wahl meines Hauses zu ihrer Aufnahme — nach der verbindlichen Sprache dieser Zeilen — geehrt werden. Der Fürst, wie seine Schwester, bitten um ein Gaststübchen für ihre fremde Sängerin auf kurze Zeit. Ich kann es nicht abschlagen, wie ungern ich es auch gewähre. Der General-Stabs-Chirurgus hat sich im Auftrage des Arztes, der das Mädchen behandelt, dafür verwendet —.“ Die Matrone stockte zerstreut, und indem sie die Winde mit dem Knäuel abseits schob, war der Faden ihrer Mittheilung wie abgerissen.—

Isolde fragte, welche Zimmer die Generalin für diesen gastlichen Zweck bestimme?

Die Generalin antwortete mit unwilligem Blick: „Welche? ich halte mich an das Wort der Bitte und gebe nur eins, das grüne, mit dem Cabinet. Ich bin zu alt und zu wenig kunstverständig, um einer Theater-Prinzessin mehr einzuräumen.“ Die Stimme, welche diesen Ausspruch scharf

und entscheidend abgab, war gereizt und milderte sich in zitterndem Schmerz, da sie hinzufügte: „Der Fürst schont die Sängerin — allein schont er mich? Und vom Zartgefühl der Canonissin hätte ich auch ein Anderes als diese Zumuthung erwartet. Sie bürdet in ihren Wünschen meiner Schwäche Schweres auf."

„Nun die paar Tage," tröstete Isolde, „gehen schnell hin; länger wird es ja wohl nicht dauern. Wir dürften zudem die junge Dame nicht sehr gewahr werden, denn sie wird unfehlbar bei Hofe singen und sein."

Die Generalin sah noch einmal in das Requisitions-Blatt, schüttelte wie in Gedanken den Kopf und sprach: „Sie kommt Nachmittags erst, steigt im Schlosse ab, um eine Soloprobe einiger Nummern ihrer Partie zu halten, und fährt dann gegen Abend bei mir vor, ihre Wohnung in Besitz zu nehmen, und sogleich zur Toilette zu schreiten. Die Sache kommt mir bei alledem wunderlich vor."

„Nun, so muß ich wohl Anstalten treffen," antwortete Isolde pressirt; „das Gartenzimmer also? Ich habe doch recht verstanden?" Die Generalin, in den Schluß des höfischen Briefes vertieft, ohne ihn zu verlautbaren — zögerte einige Secunden, ehe sie sprach: „Es bleibt dabei, Isolde. Der kleine hintere Balcon mit der Aussicht auf den Fluß — die Lauben der Tapete — Nachtigallen wohnen gern am Wasser und im Schatten. Mancher Wohllaut schläft in diesen stillen Mauern. Es war das Zimmer meiner Tochter — — — — — —"

„Der Mutter?" fragte Isolde freudigleise, mit einem Sonnenblicke in dem trübseligen Gesicht.

Die Generalin hatte kein Ohr für diese Frage. Sie hob das Auge wehmuthsvoll zu dem Bilde der jungen

Dame auf — es schaute in stummer Liebenswürdigkeit abwärts. — „Eine süße Stimme" — setzte die Generalin hinzu, die ihrige erlosch in Sehnsucht, das alte Herz schlug einen heißen Schlag jenes Frühlings nach, und dieser Ton der Vergangenheit rührte an die ergriffene Seele der Matrone.

Isolde sah traurig, daß der Geist, dem der gefaßte Sinn dieser würdigen Dame je zuweilen unterlag, die Aeolsharfe der Erinnerung bewege. Sie reichte die Tasse nochmals dar mit der Bitte, die Suppe nicht ganz verkühlen zu lassen.

Die Generalin schöpfte einige Tropfen dieser Kraftbrühe, seufzte tiefer dabei und sprach: „Es dringt nicht, Isolde. Alles ist in Ordnung, und eine halbe Stunde genügt, das, was noch nöthig wäre, einzurichten. Setze Dich, mein Kind! ich habe Nöthiges mit Dir zu reden."

Isolde schien, von Angst und Ahnung hinweggedrängt, nur widerstrebend zu bleiben.

„Der General-Stabs-Chirurgus," hob die Generalin zögernd an; „sein Wunsch wird Dir kein Geheimniß mehr sein — hat sich an die Canonissin gewendet um ihre Fürsprache bei Dir und mir. Er will sein Schicksal entschieden wissen."

Ein melancholischer Blick des Fräuleins spottete dieser Ungeduld. „Das hätte er längst gekonnt — ich kann es nicht theilen," sagte Isolde fast gleichgültig.

„Und warum denn nicht, mein Kind?" fragte die Generalin freundlich. „Weil ich ihn nicht liebe" — antwortete Isolde kurz, doch leise. —

„Dieser Grund," entgegnete die Generalin nach einer minutenlangen Pause, „fordert wieder einen andern, denn wenn

ein hübscher, artiger, interessanter Mann, von tadellosem Rufe und preiswerthen Verhältnissen sich um ein Mädchen bewirbt, das ihn ohne Weiteres ausschlägt; so muß ihm ein namhaftes Hinderniß entgegenstehen."

Isolde athmete gebunden. „Ich habe es genannt — wahrhaftig!" sagte sie mit Flehen im Blick.

Die Generalin sprach: „Was hättest Du an diesem Manne auszusetzen?"

Das Fräulein erwiederte rasch: „Er ist mir zu höflich, zu dienstbar, überall zu bedacht — eine lebendige Form." — Damit schien nur eine längere Reihenfolge von Mißfälligkeiten abgebrochen.

„Wäre es möglich?" versetzte die Generalin in lächelndem Erstaunen: „zu höflich? ach geh', Isolde! Du scherzest. Dieser Fehler gäbe sich in der Ehe, und noch keine Gattin hätte sich jemals darüber zu beklagen gehabt. In jedem Bräutigam steckt ein Pascha. Wo habe ich doch einmal gelesen —?" Die Matrone sann nach: „Ein Vater will des Sohnes vergötternde Leidenschaft für seinen Gegenstand herabstimmen und ihn auf die unausbleibliche Verwandlung seiner Ansichten hinweisen. Er sagt daher zu dem Ungläubigen; was suche ich nach Vergleichen? Sieh dort dies Bild, mein Sohn! ein Sonnentempel und die kleine dunkle, arabische Hütte daneben; der Tempel ist die Geliebte, das Hüttchen die Frau. Der Gedanke gefiel mir, es ist Wahrheit darin."

„O!" sagte Isolde, und ihre Augen strahlten bei dieser Vorstellung, „möge mein Leben immerhin eine kleine dunkle Hütte sein, wenn nur Zufriedenheit darin wohnt. Die wahre Liebe verbirgt sich gern."

Die Generalin sah Isolde aufmerksam an und schwieg

eine Weile. Dann sprach sie: „Nun so thäte Dir wohl der leise Verdacht Unrecht, mein Mädchen, daß dieser Antrag dir nicht genehm, weil er von keinem Edelmanne kommt? oder daß der Beruf des Freiers Dir zuwider sei?“ —

„Himmlischer Vater!“ antwortete Isolde; „welche Ansprüche könnte ich machen? Ich, ein Geschöpf der Güte und fremder Wohlthat! hätte ich den Stabs-Chirurgus lieben können; die Sonde, womit er diese Wunde untersuchte, welche ihn uns näher bekannt machte“ — sie zeigte auf eine frische rothe Narbe am Knöchel der zarten Hand — „wäre mir Amors Pfeil gewesen.“

„Das denke ich auch,“ sagte die Generalin beruhiget. „So bleibt uns für jetzt nur die Sorge, den Bewerber sobald und so schonend, als möglich, davon in Kenntniß zu setzen, daß er sich vergeblich bemühen würde. Freilich, unangenehm bleibt diese abschlägige Antwort immer, nicht minder für uns, wie für ihn. Der Fürst selbst interessirt sich für diese Absicht seines Günstlings — und die Canonissin — nun sie wird es gehörig übel nehmen; denn die höchsten Herrschaften lassen nicht von der regierenden Forderung, auch über die Herzen der Menschen zu gebieten. Willensfreiheit ist ihnen ein aristokratisches Verbrechen, und gehorsam soll sich das ganze Lebensglück derer, die sie solcher Gnade würdigen, an ein oberflächliches Urtheil, an einen Wink ihrer Laune knüpfen. Du wirst daher meinen Wunsch nicht mit solcher Anmaßung verwechseln, daß ich Dich gern versorgt sehen möchte. Sieh, liebe Isolde, ich bin so alt — jeder Tag, mir noch geschenkt, ist eine Nachsicht des Todes. Deine Jugend war arm an Freuden — mein Abend ist einsam. Du kennst das Leben nur von der düstern Seite, die es dem Alter zuwendet, ehe

dieses zur Ruhe geht. Ich wünschte Dich glücklich zu wissen, wie es Dein treues Herz verdient."

Thränen, langverhaltene, stürzten aus Isoldens Augen. Sie zog die Hand der Versorgerin an ihren Mund, dessen heiße Lippen im Krampf der Rührung zuckten, und sprach: „Nein, ich heirathe nicht; ich bin recht glücklich so — und meine Pflicht ist meine Liebe."

Die Generalin streichelte die nasse Wange der weinenden Isolde. Sie antwortete bewegt: „Du bist ein gutes Kind! aber auch eine so schöne Tugend, wie die Dankbarkeit, hat ihr Aeußerstes. Wenn ich nun sterbe — und dieser Fall liegt nahe — was soll aus Dir werden?"

„Dann," sagte Isolde mit gebrochener Stimme, „dann — pflege ich Ihr Grab, bleibe hier und lebe ganz still."—

„Du — ein Mädchen?" fragte die Generalin mit weichem Tadel, „das würde sich schicken! Ich müßte Dich denn dem Hofe empfehlen. Nein, Isolde! weihe diese Seele, so grenzenloser Hingebung, jedes Opfers fähig, einem würdigen Manne, und pflanze die Blume der Glückseligkeit in sein Haus. Mich aber lasse schlafen. Die Natur sorgt schon für den Frühlingstraum meines Schlummers und für ein Tröpflein Thau, das an der öden Zeitlose hängt."

Isolde schwieg lange; das wallende Herz mußte erst auszittern, ehe sie aus tiefstem Grunde sprach: „Als die Mutter sterbend war und ich an ihrem Lager zagte, da schaute sie mich mit einem Blicke an, der in mein Innerstes drang, und sagte mit leisen Lippen: Möchtest Du, daß ich länger noch lebte? Diese Frage zerriß mir das Gemüth; ich sah stumm zum Himmel auf. So setze mein Leben fort, redete die Selige weiter, so schwach, daß ich es kaum vernehmen konnte, in Liebe für meine Mutter. Sie ist mein

theuerstes Vermächtniß an Dich. Der Liebe verlohnt es sich, auch der unerwiederten, und die Treue, dieser göttliche Schimmer, steht als ein Engel an unserm Sterbebett. Es war in der Nacht, ach! ich vergesse es wohl nie — ich wachte allein, denn der Doctor, der da geblieben, schlief in bester Ruhe. Die Lampe brannte dämmernd, doch ein blasser Mondstrahl wankte um den Vorhang und glänzte am Boden. Sieh, Isolde! sagte sie, starrte hin, und ihre Miene verklärte sich; hier steht er hell und klar und winkt mir. Der Tod ist nicht dunkel, wenn wir treu gewesen im Leben. — Mich kam ein Grauen an; furchtsam sagte ich: Mutter, es ist nur der Mond, der scheint. Sie aber lächelte, wie Jemand, der es besser weiß, und wisperte sacht. Auch ich betete, und gelobte mir, fest an diesem heiligen letzten Wort zu halten."

Die Generalin hatte dieser Rede mit großer Erschütterung zugehört; ihr ehrwürdiges Gesicht war noch bleicher geworden, ein trüber Schleier legte sich um ihren Blick. Sie faltete die Hände und sprach: „Gott!" es war ein bebender Laut, worin ein verworrenes Geheimniß zu dem Allwissenden seufzte, „Du wirst es einst auflösen. — Isolde!" fuhr sie nach einer Pause der Sammlung fort, „ich segne Dich, mein herziges Mädchen! Wähle frei! Eine Heirath ohne Liebe ist doch, recht betrachtet, die schlimmste Verlassenheit."

Isolde lächelte erlöst. Sie erhob das Auge mit verweinten Spuren, es streifte nach dem Fenster, alsbald erschrak das Mädchen heftig und rief: „Ach da kommt er schon — —"

„Wer denn? der Stabs-Chirurgus?" fragte die Generalin mit hörbarem Schrecken; doch Isolde war schon

aus der Thür verschwunden, durch welche bald darauf nicht der Gefürchtete, sondern ein schlanker Uhlanen-Officier eintrat.

„Guten Morgen, Großmama!“ sagte er so tönend und freudig, daß der volltönende Gruß von den klösterlichen Wänden widerhallte. Er schleuderte die militairischen Abzeichen auf ein Fortepiano, die Resonanz sang diesem klingenden Wurf eine leise Tonleiter nach — und im Nu hatte er jeden Ton dieser stillen Umgebung geweckt, sogar einen schwachen Schrei der Wehr aus dem Munde der Matrone, als er sie mit starken Armen umfing und kräftig an sich preßte.

„Alexander!“ sagte die Generalin tiefathmend, als hätte der Würgengel sie losgelassen, „wie ungestüm! Du wirst mich noch einmal erdrücken. Ich wünsche Dir eine Braut von Erz, um solchen Angriff auszuhalten.“

„Nein, nein!“ antwortete der moderne Macedonier, „die Standhaftigkeit liebe ich an dem zarten Geschlecht eben nicht; ich werde schon sanft und sacht verfahren mit dem Mägdlein, das ich mir erwähle. Du aber, Großmama, bist doch allzu unkörperlich. — Eben so gut wollte ich einen Hauch, einen Schatten umarmen, eine bloße Seele; ich fühlte nichts, als die wollige Feine Deines Kleides, und doch habe ich Dir weh gethan.“

„Eine verwelkte Sensitiva“ — setzte die Generalin wie spottend dieser Schwäche hinzu; „das Alter macht mürbe, ehe das Bischen Staub vollends zusammensinkt.“

„Wo ist Isolde?“ fragte der Lieutenant ablenkend, denn

Todesbetrachtungen in diesem Sinne waren ihm ein Greuel; „mir deucht, ich hätte sie am Fenster erblickt."

„Du kommst früh," versetzte die Generalin, ohne seine Erkundigung zu beachten; „allein?"

„Mit dem General=Stabs=Chirurgus," sagte der Enkel; „wir fuhren die Landstraße, und deßhalb bei Mond= und Sternschein aus." Er gähnte.

„Du liebst diesen Weg nicht?" fragte die Großmutter mit Beziehung.

„Wie keinen Umweg" — antwortete Alexander bestimmt, „der ebenste ist mir verhaßt. Mein Schritt ist auf gut soldatisch, gradaus. Wenn ich von der Höhe des Meierberges die Chaussee übersehe, dieses endlose Krümmen und Drehen, so kommen mir diese glatten Windungen wie das Bild einer Riesenschlange vor, die langsam, aber sicher an das Ziel schleicht." —

Die Generalin lächelte zweideutig und sprach: „Ja, das muß wahr sein, Du bist sehr fortschreitend, oder voreilig — und den Fehler der Klugheit könnte selbst Dein Feind Dir nicht vorwerfen."

Der Officier stutzte; dem ironischen Tone dieser Bemerkung war es abzuhören, daß sie einen schweren Vorwurf anklinge. Er sagte ohne Weiteres: „Großmama — Du bist verstimmt! Was werde ich nur wieder einmal gemacht haben?" Und ohne die Antwort abzuwarten, suchte er Harmonie. Er setzte sich an das Instrument, und vielleicht war es ein poetischer Einfall seines Gewissens, was ihn aus dem Register seiner Sünden, wie seiner Lieder, folgende Nummer vorziehen ließ. Er sang:

„Es *) schiffte ein Mägdlein über den See —
Ihr werdet es freilich nicht kennen.
Doch daß meiner Heldin ihr Recht gescheh,
Will ich — Bianca sie nennen.

Das Schifflein glitt sanft auf den Fluthen dahin,
Und Mai war's, und Alles war heiter;
Gestimmt zur Freude war jeglicher Sinn:
Was will unsre Schifferin weiter?

Allein, ein Mädchen will immer noch was —
Ein Sturm, meint sie, wäre wohl besser;
So käme doch etwas lustiger Spaß
Und Tanz in das stille Gewässer.

Gesagt, geschehn! aus Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen;
Das Schifflein tanzte die Kreuz und die Quer,
Als sollten's die Fluthen verschlingen.

Nun ruft sie ängstlich zum Himmel auf;
Nicht tanzen! ruft sie, und weinet:
Wer nimmt denn Alles so ernstlich auf,
So war es gewiß nicht gemeinet!

O laß mich, o Himmel, nicht untergehn!
Bei der Sonne gelob' ich's da droben:
Sie soll mich nimmermehr tanzen sehn —
Man kann's nicht fester geloben.

*) Dies Gedicht ist aus einer Sammlung und nicht von mir.
D. V.

Schon zürnten leiser und leiser die Wellen,
Das Schifflein gewinnet den ruhigen Lauf,
Der dunkelnde Himmel fängt an sich zu hellen,
Die Sonne geht unter, der Mond geht auf.

Der Sturm verschwand, man kam an den Port,
Bei einem gar fröhlichen Städtchen;
Da tanzten an einem offenen Ort
Die Fischerbuben und Mädchen.

Und als Bianca so sinnig da stand,
Da konnten die Füßchen kaum ruhen;
Es tanzten auf ihre eigene Hand
Die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber stand in sich gekehrt und stumm,
Und will in den Tanz sich mischen;
Und sieht nach dem Meere verdrießlich sich um —
Doch endlich springt sie dazwischen.

Und fliegt hinauf die lustigen Reih'n,
Es wehn die schmückenden Kränze,
Von oben der prächtige Maimondschein
Beleuchtet die fliegenden Tänze.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: O weh!
Bianca! Du hast Dich verloren —
Gedenk' an den fährlichen Tanz auf dem See:
Was hast Du der Sonne geschworen?

Bianca! Du hast Dein Gelübde verletzt. —
Was, sagt sie, was hab' ich verbrochen?
Die Sonne ist in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab' ich gar nichts versprochen!"

Bei dem Aushall des Schlusses trat Isolde ein; es war, als wäre sie heute dazu bestimmt, von den drei Silben des letzten verhängnißvollen Wortes betroffen zu werden. Während sie die Generalin in einer tüchtigen Strafpredigt begriffen glaubte, sang zu ihrem nicht geringen Erstaunen der Enkel den anzüglichen Text lustig und guter Dinge ab. Isolde wollte ihren Ohren nicht trauen. Die Generalin war mittlerweile im Zimmer auf und ab gegangen, leisen Schrittes, wie wenn ein Geist hin und her weht. Der Gesang, dessen harmlose Weise den Kampf ihrer ernsten Gefühle gleichsam parodirte, hatte lange genug gedauert, um trotz seines anmuthigen Vortrags ihre Geduld zu ermüden. Und mit einer, an der Matrone ungewöhnlichen Entrüstung sprach sie, als der Lieutenant nun hastig aufstand, Isolde zu begrüßen: „Du kommst, rasest und reißest in mich hinein, setzest Dich dann hin, spielst und singst, nicht fragend, ob Du mir so oder anders das Herz abdrückst. Alexander! ich muß es nur sagen, ich bin Dir böse. Du hast keine Aufmerksamkeit für die alte, stille Großmutter mehr, und für ihre treuen Wünsche und Warnungen. Dein Sinn ist erfüllt mit Sturm, Tanz, wilden Freuden und leichtsinnigen Wortbrüchigkeiten —“

Der Kammerdiener erschien, und bat Ihro Excellenz, einen fraglichen Gegenstand in Betreff des Gastzimmers höchstselbst in Augenschein zu nehmen. Die Generalin verschwand im Flusse ihrer Rede.

Der Lieutenant stand wie ein versteinerter Kriegsgott; Isolde glich einer schlanken Salzsäule, aber schimmernd in Unschuld.

„Was war das?“ fragte Alexander. „Sturm? Ich glaube, die Großmutter rechnet es mir zum Fehler an, daß sich der

Wind erhebt. Wortbrüchigkeiten? Nun, ich habe ja mein Versprechen gehalten, ich bin nun hier."

Isolde lächelte ein wenig bitter, mit abgewendetem Gesicht.

„Sage mir, liebe Isolde," fuhr der Lieutenant fort und drängte das Mädchen zutraulich, „warum zürnt die Großmutter mir so hart? Erst vor ein paar Tagen sendete sie mir das Packet voll gütiger Beweise ihrer Gunst, den wattirten Schlafrock, worin ich so bequem moralische Fabeln schreiben könnte, wie der selige Gellert. — Und heute versagt sie mir den Mantel der christlichen Liebe, der doch luftig genug ist, und läßt mich frostig vor den verschlossenen Herzensthüren stehen!" —

„So wissen Sie es denn," antwortete Isolde, doch gönnte sie ihm nur den halben Blick, „Nelly, des Fischers Tochter, hat Sie verklagt."

Des Lieutenants Gesicht ward wie ein Nordschein. Er sagte: „Nelly? Ei, seht doch! du kleiner Satan, das sollst du mir büßen."

„O büßen Sie selbst!" versetzte Isolde schmerzlich, und wendete ihm das sanfte Auge voll Licht der Selbsterleuchtung zu; „es ist frevelhaft, ein armes, einfaches Mädchen dergestalt zu verwirren."

„Was habe ich denn aber gethan? fragt der Uhlan!" — sagte der Beschuldigte frank und frei, „wenn solch ein nichtssagender Scherz Sünde ist, so hänge ich noch heute meinen Waffenrock an den Nagel, krieche in die Karthause und schlinge meinen Arm um das Kreuz."

„So schifft man sicher durch des Lebens Wogen" — erwiederte das Fräulein und seufzte.

„O docire nicht!" bat der junge Officier, „Du glaubst

nicht, wie sehr ein frommer Sinnspruch den schönsten Mund entstellt."

„Mein Mund ist nicht schön" — antwortete Isolde, und eine kleine Empfindlichkeit zur Ehre des Erlösers warf die feinen Lippen auf, „aber aufrichtig. Einen nichtssagenden Scherz nennen Sie jene Leichtfertigkeit? Das Mädchen äußerte doch, Sie hätten vom Heirathen geredet."

„Die Kleine ist toll!" entgegnete Alexander in einem Anfluge von Hitze, „ich habe nicht daran gedacht. Einen Kuß aus Neckerei, wobei ich ihren schlanken Leib umfing, weil das Ruder schwankte und der Nachen gaukelte — das ist es alles. Einmal" — fügte er mit fallendem Tone hinzu, „hatte ich ein paar Gläser Champagner im Kopfe — der Fürst war ein so gütiger Gastgeber gewesen, die Geister des Muthwillens hüpften wie silberne Funken um den tanzenden Kahn, der Mond schien aus dem Wasser — da mag ich leichtlich Unsinn gesprochen haben; aber eben so gut hätte ich mich der Meerfee verlobt, und Nelly mußte merken, daß ich ein wenig betrunken war."

„Sehen Sie wohl," sagte Isolde, „etwas ist also doch daran! Der Rausch der Liebe und des Weins mag schwer zu unterscheiden sein an solch einem Abend, und für ein eitles Ding, das blind für sich eingenommen ist." —

Der Lieutenant lächelte. „Nelly hat nicht das Glück gehabt, meiner theuersten Freundin zu gefallen?" fragte er schlau.

Das Fräulein erröthete und sprach: „Sie kam mir dreist vor — ja, ich leugne es nicht — und coquett. Die kecke Anklage" — hier zitterte Isoldens Stimme, „verdroß mich. Und irre ich nicht, so war es weniger darauf abgesehen, sich vor einem zärtlichen Verhältnisse zu schützen, als

dieses unter den Schutz der großmütterlichen Mitwissenschaft zu stellen. Nelly vertraute sich und Sie der Generalin; aber horchte mehr noch hin."

Alexander erwiederte hierauf mit einem listigen Blicke: „Isolde bemerkt fein — in Wahrheit! fein und mädchenhaft. Nelly ist sicher vor mir. Der Koloß zu Rhodus stand nicht kälter, regungsloser — als ich von nun an den Nachen des Mägdleins gleiten lassen werde, von einem Ufer zu dem andern.

„Welch ein riesenhaftes Bild für einen kleinen, kurzen Vorsatz!" spottete Isolde mit einem Lächeln, halb prüfend, halb ungläubig.

„Nein, nein!" sprach der junge Officier gereizt, „kein Mann verträgt, daß ein Kuß, dieser Blüthenstaub von Amors Flügeln, vor dem Sitze einer Matrone abgeschüttelt werde, wo scharf gefegt wird, und alles in öder Reinheit glänzen muß, wie der winterliche Schnee. Und ein kosendes Wörtchen, ausgeplaudert vor Gericht, zerfällt in den Buchstaben des Gesetzes, der die Liebe tödtet."

Isolde glaubte ihm jetzt. „O Alexander!" sagte sie innig, „so machen Sie die Ruhe eines Mädchens nicht mehr zum Spiele einer flüchtigen Weinlaune! Und dann noch eine Bitte —: nennen Sie mich künftig Sie."

Diese Bitten, ihre Verbindung — es war etwas darin, was seltsam an das Herz des Jünglings rührte.

„Nimmermehr!" antwortete er, und Isolde fragte sich selbst, ob betheuernd oder weigernd? als der Lieutenant, indem er die erste Forderung auf sich beruhen ließ, folgendermaßen sprach: „Ich will Dich vielmehr zwingen, mir dies Du zurückzugeben. Sind wir nicht wie Geschwister aufgewachsen? Wer könnte das Mindeste dagegen haben? Dein

eigener Wille etwa? So bist Du mir wohl auch nicht mehr gut?" Er faßte ihren weichen Arm. Sie entzog ihn langsam seinen umschlingenden Händen, bis ihr Puls am Handgelenk unter seinen drückenden Fingern klopfte.

„Die Ader," sagte er, „schlägt voll und treu — Dein Herz hingegen, fürchte ich, stockt in einem trägen Aber auf der Zunge. Nenne es mir, Isolde! Nur laß mich alsdann Dein Auge wieder freundlich sehen, und verlange nicht, daß ich Dir jemals fremd begegnen soll."

Von Isoldens schönen Wimpern flossen Thränen. Sie achtete deren nicht und sprach mit wankender Stimme: „Mein Blut gäbe ich dafür, daß Sie in Eintracht wären — ich meine es redlich; aber alles kann ich doch nicht schlichten" —

„Dein Blut?" fragte der Officier; da färbte dieser Herzensquell purpurn die jungfräulichen Wangen. Alexander preßte seinen heißen Mund auf die zarte Stelle, welche die Arterie bedeckte, und rief mit bezwungenem Gefühl: „O Du süßes Leben! dies reine Opfer — das vergesse ich Dir nie. Ich will von nun an sanft sein, wie ein Lamm, und mich auch ein bischen scheeren lassen — die warmen Socken tragen, weil die Großmutter es fürsorglich wünscht, und mich in Watte und Willfährigkeit geschmeidigen. — Doch sage mir, mein trautes Mädchen, warum die Gute mir solch einen unsäglichen Wollpackt auf den Hals geschickt hat? Sie konnte es compendiöser einrichten. Eine gedrungene Geldbörse, zum Beispiel, auf die ich stark gerechnet, enthält viel Wärmemittel."

Ein Gedankenblitz erhellte das Wölkchen auf Isoldens klarer Stirn. Sie sprach hastig und glühend: „Warten Sie, Alexander, einen Augenblick." Sie entschlüpfte behende durch die Mittelthüre in das anstoßende Cabinet, und kam

bald darauf athemlos, wie kurz der Gang auch gewesen, wieder. In ihrer Hand flimmerte ein silbernes Netz von blauen Flammen durchschossen, und diese Hand zitterte so sehr, als ob sie den Drachen trüge, der da Gold bringt. Und doch glänzte die Gabe so fromm! unter den gelben Münzen dicht geschaart, blickte die himmlische Maria sammt ihrem Kindlein von manchem blanken Randducaten.

„Gesenkten Hauptes, mit der Miene einer armen Sünderin beklommen und doch schuldlos, hielt ihm Isolde die Börse hin und stammelte: „Da habe ich recht was Dummes gemacht! Ich besorgte das Gepäck, und das Wichtigste ward vergessen. Nehmen Sie nur geschwind! nehmen Sie; aber danken Sie der Großmama nicht erst. Sie kann es wirklich nicht gut leiden.“

Der Lieutenant entfärbte sich. Ein tiefer Ernst, ein Fremdling in diesem fröhlichen Gesicht — sammelte sich in seinen Zügen, und ein paar noch seltnere Tropfen quollen in dem offnen Auge. Er sprach: „Wohl, Isolde, ich nehme, was Du mir bietest, aber unter einer Bedingung.“

„Welche?“ fragte das Mädchen mit bangem Dringen.

„Du giebst die Hand mir mit“ — antwortete er und hielt sie fest.

Erblassend starrte ihn Isolde an; die kleine Rechte zuckte, die Börse schütterte dabei in einem leisen Goldgeklingel, doch der Athem des Mädchens schwieg, das überraschte Herz stand stille, in Wonne und Schreck.

„O Isolde!“ sagte der Lieutenant, „Du ziehst sie zurück? Du zweifelst, daß ich es redlich meine? Das thut mir wehe. Sei doch mein, theure Seele! Es soll Dich nicht gereuen, so wahr mir Gott helfe! Du wirst mein guter Engel sein, und mich leiten und lieben wie Keine. Du warst

mein Schutzgeist von je; was hindert's, daß ich Dich mir auf ewig sichere? — Dein Blut wolltest Du vergießen, zur Sühne für mich, und dies zu einer Stunde, wo tausend andere Mädchen in böslicher Wallung gewesen wären und nichts verspritzt hätten, als ein wenig Gift — Deine Sparcasse bietest Du meinem vergeudenden Wunsche. Du liebst mich wahrhaftig, Isolde! leugne es nicht — Du kannst nicht lügen."

Isolde weinte, aber sie wußte es nicht. Er nahm sie an sein Herz, kein Wort kam über ihre Lippen, die sein Kuß verschloß. Der nahende Schritt der Generalin störte die Gruppe der Liebe.

Zerstreut von mancherlei Anordnungen, die eben nöthig gewesen waren, trat die Matrone ein, und ahnete wohl schwerlich, daß die Spanne Zeit, worin sie das Zimmer verlassen, ein himmelweites Verhältniß zu dem engsten Bunde umgestaltet hätte. Isolde stand am Fenster, mit Gluth begossen, halb von dem dunkelrothen Vorhange verhüllt, der, sonnig angeleuchtet, einen schamhaft verklärenden Schein über die holde Gestalt warf. Der Uhlan nestelte an den Schnüren der Uniform und verbarg den süßen Kuß, den er genommen, hinter einem sauern Gesicht. Das Herz schlug ihm mächtig gegen die goldnen Madonnen der Brusttasche, doch die Königin seines Himmels thronte einzig im innern unendlichen Raume des Gefühls.

Bei dem Anblicke der stummen Beiden, die da aussahen, als ob sie sich gezankt hätten, fiel der Generalin ihr Unmuth über den Enkel und die Veranlassung dazu ein. Sie sagte begütiget: „Wundere Dich nur nicht, Alexander, wenn Du heute keinen so freundlichen Empfang findest, als sonst. Auch Isolden — ich sehe Euch nicht im besten Ver-

nehmen mit einander — kannst Du es nicht verdenken, daß sie an sich hält. Ein Mann, der ein Mädchen, ob auch niedrigen Standes, zum Zeitvertreibe narrt und neckt, bringt das ganze Geschlecht gegen sich auf. Ich meine des Fischers Tochter — Du wirst mich schon verstehen. Wozu sollen diese Possen führen? Ich tadle solch unziemlichen Spaß. Und Isolde denkt zu reell, um Dir das gut zu heißen, wenn sie auch sonst beständig Deinen Anwalt macht, und sinnreich im Vertheidigen Deiner losen Streiche ist. Du hast es Dir selbst zuzuschreiben, wenn diese Gunst verscherzt wäre.“ —

„Ich fürchte nicht so ganz — liebe Großmama,“ antwortete der Officier kleinlaut, als ob er den sittenrichterlichen Urtheilsspruch demüthiglich hinnähme. Und dabei sah der Schalk mit einem verstohlnen Blicke zu Isolde hinüber.

„Doch damit Du siehst,“ fuhr er fort, sich der Generalin nähernd, „daß es mein entschiedenster Ernst sei, mich zu bessern, so will ich —“ Isolde ward unruhig in ihrem Versteck, und strebte sich ihm zuzuwinken, daß er schweigen möchte —, „heirathen!“ platzte Alexander heraus.

„Ich sähe es nicht ungern,“ entgegnete die Generalin, „und bin sogar der Meinung, es wäre das Beste für Dich. Wer aber mag Dir trauen? — Der Ehestand ist ein Port, und Du schiffst noch mit tausend Segeln auf offner See. Mein Gott!“ setzte die Matrone, wie ärgerlich auf sich selbst, hinzu, „ich bringe die odiöse Schifffahrt heute doch gar nicht mehr aus den Gedanken.“

„Wirf Deinen Groll über Bord, und versenke ihn in das Meer, wo es am tiefsten ist!“ rief der Jüngling, und machte Miene, die Großmutter zu umfangen, welche erschrocken zurücktrat und sich vor dem Stürmer zu retten

suchte. „Ich gebe Dir mein Wort,“ versicherte der Lieutenannt, „Du lobst mich meiner Wahl wegen.“

„Es wäre die Frage,“ seufzte die Generalin, „unser Geschmack ist doch allzusehr verschieden.“

„Diesmal nicht,“ schmeichelte der Enkel, „Alles, was Du an einem Mädchen schätzest, vereiniget sich in meiner Auserwählten.“

„Nun so laß doch hören!“ sagte die Matrone, und lächelte im Voraus, ihn seines Irrthums überweisen zu können.

Isolde wollte fort, bescheiden mit fliehenden Schritten ihrem Lobe zu enteilen, wie süß es ihr auch von den Lippen des Geliebten geläutet hätte; doch die Generalin sprach: „Warte und weile noch, mein Kind! Da habe ich vorhin in der Eile, die plötzlich auf mich eindrang, eine große Verwirrung angerichtet; hilf mir zurecht!“ Sie löste die zusammengezogene Wolle von den Walzen der kleinen Winde, und reichte sie dem Mädchen hin.

Während nun Isolde mit zagen Händen die verschlungenen Fäden lüpfte, schürzte sich unauflöslich in einem leichten Räthselknoten das Gebinde, woran ihre Liebe, ihr Leben hing.

„Sie ist,“ fing Alexander mit heller Stimme an, weil Isolde im Feuer seiner Begeisterung aushalten mußte, „vor allen Dingen — ein Engel.“

„Alles Uebrige,“ fiel ihm die Großmutter ins Wort, „könntest Du Dir nun ersparen; allein ich meine, Dein Seraph wird irdische Mängel haben, und wenn es hoch kommt, ein ganz gutes Geschöpf sein. Sprich daher natürlicher, wenn ich Dir glauben soll.“

„Nun denn,“ fuhr der Lieutenant in Ekstase fort, „so

will ich mein Glück niedriger noch als menschlich vergleichen, und doch soll es an keinem Vorzug verlieren. Sie ist wie ein Bienchen, emsig und einsam, schwärmt niemals, und die heilige Regel, das sittliche Maß, wonach sie in der häuslichen Zelle einen Himmel voll Süßigkeit und Stille baut, ist ihr eingeboren. Das Herbeste wird zu Heil und Honig auf diesen Blumenlippen."

Ein dankbares Lächeln umschlich die gepriesenen; die Generalin aber hatte sichtlich ein wenig Wermuth auf den ihrigen. Doch der Lobredner ließ sich nicht stören.

„Und taubenfromm ist meine Holde!" sprach er weiter, „wen könnte diese Sanftmuth nicht entwaffnen? Urach den Wilden sogar, dächte ich. Du kennst den grausen Ritterroman, Großmama. Ein Militär, Du giebst mir Recht, braucht solch ein zahmes Weibchen, das ihn in hitzigen Fällen der Wehr entnimmt. Dabei denke nicht, sie sei blöde und biegsam, zur Unzeit; o nein! sie hat Charakter!"

Die Generalin nickte beifällig und sprach: „Der thäte Dir Noth, mein Söhnchen! Denn Dir selbst mangelt es zuweilen an Consequenz."

„Und eine Erziehung hat sie genossen," fuhr er fort, ohne hierauf etwas zu erwiedern, „ein Beispiel, so vortrefflich — Großmama, auf meine Ehre! Du kannst es nicht besser geben."

Die Generalin, durch diese Beziehung auf sich selbst in das Gefühl ihrer Würde versetzt, entgegnete: „Wenn, wie ich zu glauben anfange, an der ganzen Sache etwas Wahres ist, so würde die Erfahrung sich bestätigen, daß ein solides Mädchen oftmals bestimmt scheint, der gute Genius eines Mannes zu werden, der, gleich Dir, nicht fest gegen die Gewalt wüster Geister ist. Leute Deines Schlages, die

alles leicht nehmen, auch das Wichtigste, die Frau! haben das meiste Glück im Heirathen; doch fürchte ich nur, der hinkende Bote kommt nach. Du hast mir noch nichts von den äußern Verhältnissen Deiner Schönen gesagt, und ich scheue mich fast, danach zu fragen. Daß sie arm sei, setze ich voraus, denn ein reeller Besitz war nie Dein Wunsch noch Streben."

„Ich freue mich," antwortete der Enkel, indem er der Großmutter die Hand küßte, „daß Du mir das Zeugniß der Uneigennützigkeit giebst. Doch arm ist meine Geliebte nicht. Sie hat eine gütige Pflegemutter zu beerben, die für wohlhabend gilt." Er lächelte die Generalin listig an.

„Ach!" sagte diese, „darauf ist wenig Verlaß — man kennt das schon. Was die Menschen in der Schätzung des persönlichen Werthes einander vorenthalten, das legen sie dem zufälligen bei. Und zuletzt ist ein hungriger Erbe da, ein Herr von Habenichts, welcher der verdienten Waise die kleine Aussteuer zu Wasser macht."

Der Lieutenant stutzte, lauschend auf das nächste Wort — doch die Matrone hatte ohne alle Ahnung gesprochen und fuhr nun fort: „Wie aber steht es um die Abkunft des Mädchens aus? Ich besorge mit Grund, nicht weit her; denn Deine Neigungen waren immer volksthümlich."

Ein lauter Seufzer Isoldens brachte den Jüngling aus dem Gleichgewicht der Besonnenheit, und diese Frage seiner Großmutter zu beantworten, ward ihm schwer.

Isolde war das angenommene Pflegekind seiner Stiefmutter gewesen, ehe sie das der Geneneralin ward, und um ihre Wiege schwebte ein Dunkel, das aufzuhellen schwerlich von einem irdischen Tage zu hoffen stand, weil es unter den finstern Geheimnissen des Todes ruhete. Alexander

ließ der Liebe Strahl darauf fallen. Er sagte daher mit feierlichem Tone, gemischt aus Scherz und Empfindung, weil es ihm im Ernst nicht in Sinn kam, die Billigung der Großmutter zu bezweifeln: „Die ich liebe, hat ein edles Gemüth, eine vornehme Seele, und Du, Du gewiß! rechnest ihr schöne Gedanken für Ahnen an.

„Ich weiß genug,“ sagte die Generalin mit unterdrückter Stimme, und stand auf. „Diese Sprache,“ fuhr sie fort, „wenn ich nicht irre, ist aus Cabale und Liebe? Und Deine Luise, oder wie sie sonst heißen mag — ist auch wohl nur eines Geigers Tochter? Da gäbe es wieder ein bürgerliches Trauerspiel, und der Wurm spielt auch eine Rolle darin, nämlich, der mir am Herzen nagt. Du hörst,“ setzte die Matrone mit einem schneidenden Lächeln hinzu, „ich habe auch ein theatralisches Gedächtniß. Daraus würde nichts, so weit ich es zu hindern vermag. Nein, Alexander! Du bist ein Graf Dohna. O! warum weckest Du den alten Schmerz? Ich wollte, ich läge im Grabe.“ —

Unter diesen Worten nahete Isolde, legte die Wolle eben auf den nächsten Tisch, zupfte im Vorübergehen den Freund krampfhaft leise, er wendete sich um, ihr Auge in Thränen gebrochen, bat ihn abzubrechen — dann wankte sie hinaus sich auszuweinen, und alle ihre Hoffnungen blieben zurück.

Der junge Graf stand bestürzt; es fing an ihm einzuleuchten, die Großmutter könne trotz ihrer Liebe für Isolde, trotz aller Rechtfertigungen der seinigen, gegen diese Verbindung sein. Der Name des theuren Mädchens trat auf seine Lippen, er wollte wissen, woran er wäre. Da trat der Kammerdiener ein, der schon zum zweiten Male als Deus ex machina einer Scene der Verlegenheit erscheint, und meldete: Bei dem Wegrücken der Möbeln habe sich

durch den Drücker einer verborgenen Feder in der Tapetenwand, ein geheimes Schubfach voll Briefe vorgefunden.

Die Generalin folgte ihm auf dem Fuße.

Bei Tische saßen die drei Personen ziemlich stumm zusammen. Die Matrone schmälerte heute die winzige Mahlzeit, deren ihr Alter in gewohnter Mäßigkeit bedurfte, so daß es schien, sie wolle bloß vorkosten; Isolde, gesättiget von Gefühl, berührte die Speisen kaum — nur Alexander bekämpfte seinen Gram durch Essen, und trank auch tiefbetrübt dazu; und freundlich sah die Großmutter, wie es ihm schmeckte.

Sobald die Tafel aufgehoben war, und die Generalin, dem Gange der täglichen Ordnung nach, sich in ihren Armstuhl setzte, eine kleine Mittagsruhe zu halten, die bei der Aufregung ihres Gemüths heute nur dem Scheine nach möglich war — ging Isolde in den Garten am Hause hinab, wo Alexander ihres Kommens wartete. Sie hatte sich nunmehr gefaßt, und bat den Jüngling, gelassen anzuhören, was sie ihm sagen werde und müsse.

Mit jener rührenden Offenheit der Verzichtleistung, die nichts verschweigt, weil sie alles aufgiebt, entdeckte Isolde ihm, daß sie ihn von Kindheit an geliebt, daß sie ihn ewig lieben werde. Hierauf wollte er sie leidenschaftlich in seine Arme schließen; Isolde aber trat erröthend zurück und weigerte sich seinem Kuß. Sie sprach: „Nicht also, mein Freund! Diesen Morgen überraschte mich mein Herz, ich habe einen Augenblick an dem Ihrigen geruht — dies darf nicht wieder geschehen. Ich werde keinem Manne angehören, ich heirathe nie — und wenn ich Ihnen theuer bin, o so stören Sie unser friedliches Verhältniß nicht! Es ist das einzige Glück, dessen ich genießen darf.“

Der junge Graf bestürmte das geliebte Mädchen mit heftigen Einwendungen. Isolde widerlegte sie sanft. Er behauptete, seine Großmutter, wenn ihr sein Wohl angelegen sei, könne ihn mit keiner bessern Frau jemals versorgt wissen, und schon der Umstand, daß sie selbst Isolde bilden helfen, werde den fehlenden Stammbaum ersetzen. Isolde aber machte ihn aufmerksam, wie wenig Grund für diese Hoffnung in der wunderlichen Härte liege, womit die Generalin diesem Kinde ihrer Sorgfalt, dem Trost und der Freude ihres öden Alters, nicht erlaubt, wenn auch nicht gradezu versagt — sie bei einem mütterlichen Namen zu nennen. Ausgesprochener aber noch sei das Urtheil der Matrone, welches die Werbung ihres Enkels treffen würde, in dem Schweigen zu dem seltsamen Mißverhältniß, daß Alexander Isolde duze, ohne gleiche Vertraulichkeit von Seiten des Mädchens. Er möge dies nur selbst überlegen, um einer abschlägigen Antwort gewiß zu sein, und diese Demüthigung solle er ihr doch um Gottes willen ersparen.

Der Lieutenant sprach: „Bedenke, daß alte Leute ihre Eigenheiten haben, und daß man meiner Großmutter, bei einem Rückblick auf ihre Erfahrungen, die allerbesondersten nachsehen muß. Du aber bist, Isolde, und bleibst meine Braut, wenn anders Dein liebes Herz Ja und Amen dazu sagt. Ich gebe, was ich, da es mir wie Schuppen von den Augen fiel, für mein Glück erkannt, nicht auf, ohne den letzten Versuch, geschweige den ersten — und noch in dieser Stunde rede ich mit unserer Excellenzmama.“

„Himmel!“ rief Isolde bestürzt, „wie ängsten Sie mich doch, Alexander! Nur heute nicht, ich beschwöre Sie darum! Es ist kein guter Tag. Können Sie den Spruch, der Ihre hoffende Zuneigung für mich Arme als eine Thorheit er-

klärt und auf ein kleines geschwisterliches Anrecht beschränkt, nicht erwarten, o! so kommt er Ihnen morgen noch früh genug.“

„Wohlan!“ antwortete Graf Dohna, unfähig, der Inständigkeit dieser Bitte zu widerstehen, „es sei, bis morgen also, weil Du es willst; ungeachtet ich nicht absehe, was der kurze Aufschub Dir frommen mag. Diese Nacht kann nichts herbeiführen, was unser Verhältniß ändert, und der Generalin dürfte mit der Sonne schwerlich ein neuer Sinn aufgehn. Und weiter, das sage ich Dir, wird nicht vertagt.“

„Diese Zweifel,“ erwiederte Isolde schmerzlich, „ich wollte, mein Freund! ich wüßte nichts davon. Wer wahrhaft liebt, glaubt Wunder. Die Nacht an sich ist ein heiliges Geheimniß. Wenn ihre Gestirne glänzen wie der Sand am Meer, sollte nicht ein Glücksstern für ein Paar gute Menschen, die sich angehören, unter ihnen schimmern? Der den großen Weltenwagen da oben lenkt, kann er nicht auch ein kleines Herz hienieden lenken, welches seine Laufbahn bald vollendet hat, daß es sich unsern Wünschen zum frohen Ziele lege?“

„Du schwärmst, mein holdes Mädchen,“ sagte der Uhlan und lächelte; aber ich liebe das. Nun, der Himmel verleihe der Großmutter einen göttlichen Traum, eine Eingebung im Schlafe, daß wir uns nehmen dürfen.“

Sie standen Beide an einer Stelle des Gartens, welche die Aussicht auf den Fluß gewährte, der vor ihren Augen braus’te. Am jenseitigen Ufer rollte donnernd ein Wagen mit einem Postzug auf die Schiffbrücke; die Pferde wurden entspannt, das Stampfen ihrer Hufen, der laute Zuruf der Matrosen hallte herüber durch das Getöse der Wellen.

Unter tactmäßigen Schlägen der Ruderer spritzte in weiten Bogen der Schaum des Wassers auf, die Kiele zogen silberne Furchen, und die Fähre schwamm näher und näher. Neben ein paar Männern stand eine Dame von zarter Gestalt und bog sich über das Geländer. Sie war sorgsam verhüllt, und ein langer grüner Schleier flatterte wie ein Wimpel der Hoffnung von ihrem Hute.

„Es wird die fremde Sängerin sein,“ sagte Isolde zu dem Jüngling, der schweigend mit schauendem Blick die Fahrt begleitete, „lassen Sie uns gehen, Lieber.“

Sie gingen. Unruhe, die Vorläuferin ungewohnter Gastlichkeit, erfüllte das sonst so stille Haus. Die Generalin war wach, sah aber auffallend bleich aus, und klagte sich unwohl.

Herbstlich klar und kalt dämmerte bereits der Abend heran; schon flammten im Schlosse hier und da Kerzen, deren festlicher Schein sich mit dem bleichen Zwielicht der Fenster mischte. Der General-Stabs-Chirurgus Lanzin, seines Namens wegen bei Hofe nur der Ritter Lanzelot genannt — begleitete, courmäßig angethan, die junge Dame zu dem Hause, welches sie aufnehmen würde. Er führte die Fremde, welche schwach und schwankenden Schrittes schien, mit Sorgfalt die Treppe hinan, ein Bedienter leuchtete vor, der Lieutenant Dohna machte nach dem Willen seiner Großmutter die Ehren des Empfanges. Isolde ließ sich nicht sehen. Nicht lange, so ließ der Stabs-Chirurgus sich bei der Generalin melden. Er kam, die Dame, als deren Charge d'Affaires er sich berufen zeigte, zu entschuldigen, daß sie nicht sogleich der Pflicht, ihrer gütigen Wirthin aufzuwarten, nachkommen könne. Von der Probe erschöpft, da die jugendlichen Kräfte, von Krankheit hinge-

rafft, noch nicht völlig gehoben wären, wolle sie sich erst ein wenig erholen, und bitte dann nach beendigter Toilette um die Erlaubniß, sich Ihrer Excellenz im Costüm der Oper vorstellen zu dürfen. — Es lag im Tone dieser Anmeldung, daß die Generalin damit ein Vergnügen empfangen solle.

Aber ein bitteres Lächeln flog die matten Züge der Matrone an, daß ihr der Kelch voll Herbe, etwas Schauspielartiges zu sehen und zu hören, nicht vorübergehen solle. Von seinen eigenen Angelegenheiten schwieg der Ritter — vielleicht war ihm auch Alexanders Gegenwart im Wege.

Die Leute der Generalin horchten mit Neugier und wundernden Interesse auf das leise Regen und Rühren im Gastzimmer; das Mädchen, welches die Prima Donna bediente, war ihnen die Gehülfin einer Fee, und mit Eile und Ehrfurcht reichten sie die geforderten Bedürfnisse dar.

Selbst Isolde empfand etwas Magisches bei dem Gedanken, daß die junge Fremde sich in den obern Zimmern für diesen Zweck ankleide. Alles Theatralische, bis auf die Verwandlungen der Garderobe, ist mit einer Art Geheimniß verwebt. —

Es dunkelte tiefer, der Mond stieg empor, von Sanct Petrus Lindendom glänzte falbes Licht, und das Fähnlein rauschte düster im Winde. Der Wagen fuhr abermals vor; doch jetzt holte ein fürstlicher Lakai die Sängerin ab. Sie ließ ihn vornehm ein Weilchen auf sich warten. Dann entstand ein Flüstern im Vorsaal, der Kammerdiener kündete flüchtig den Besuch der Dame an, empfing die seidene Hülle, welche sie draußen von ihren Schultern gleiten ließ, auf seinen Arm, und herein trat ein reizendes Wesen als Rosine, mit allem Zauber der Darstellung geschmückt, worin

Kunst und Geschmack zu einem einfachlieblichen Bilde verschmolzen. Sie dankte der Generalin in einigen Worten, denen der reinste Sprachton eine innige Seele, einen Wohllaut verlieh, geschaffen für die tieffsten Saiten der Empfindung. Die Matrone, ganz in diesen holden Anblick verloren, vermochte kaum sich zu einer höflichen Antwort zu fassen, wie der Augenblick sie heischte.

Auch Isolde stand stumm; ein Schauer des Wohlgefallens bestrich ihre Nerven. Sie glaubte nie etwas Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Es war jedoch sichtlich, daß diese gedrückte Blume erst wieder aufzuleben beginne. Um die schönen Augen lag noch Blässe und Tiefe, die Rosen der Schminke täuschten Gesundheit auf die zarten Wangen, indeß ein Gefühl von Angegriffenheit dieser liederreichen Stimme etwas Leidvolles gab, das nur um so rührender zum Herzen drang.

Als nun der Convenienz in einem kurzen, schwerfälligen Gespräch genügt war, das in der Befangenheit derer, die es führten, nicht zur Unterhaltung erleichtert ward — entfernte sich die junge Unbekannte nach Hofe. Die Generalin folgte mit träumenden Blicken dem Schatten ihres Wagens durch das mondliche Helldunkel, bis er vor dem Schlosse hielt, das nun in voller Erleuchtung prangte. Dann sagte sie: „Schade! daß dieses anmuthige Geschöpf solchem Loose verfallen ist! — Diese süße Stimme bewegte mich sehr — man hört es ihr an, wie schön sie singen mag.“

Hier erwachte Isolde aus tiefen Gedanken. Sie sprach: „Solchem Loose? giebt es ein neidenswertheres, als jedes Auge, jedes Ohr zu entzücken? Hätte ich die Wahl zwischen der ersten Krone des Erdballs und diesem Kranze, ich begehrte nur sein.“

„Was muß ich vernehmen!“ rief die Generalin, „thörichtes Mädchen! ist das Dein Ernst? Sprach dies meine häusliche Isolde? Du, sonst so bescheiden, so weiblich gesinnt? Die Sängerin hat Dich verblendet!“

„Bezaubert nur,“ entgegnete Isolde freimüthig. „O! ich denke es mir über allen Ausdruck herrlich im Besitz solcher Gaben zu sein. Ich mußte an das Mährchen von der Königstochter denken, bei der eine Elfin Pathe gestanden, die ihr die wunderbare Eigenschaft verliehen, daß sie bei jedem Wort der Rede Perlen verstreue. — Der Genius des Wohllauts wohnt in dieser Seele, wenn irgendwo — man fühlt gleichsam Harmonie. Ich hätte meine Arme um das fremde Mädchen schlingen mögen und bitten: Laß mich, die nichts hat als ein treues Herz, ein wenig Liebe von dir sammeln!“

„Isolde!“ sagte die Generalin in Erstaunen, „ich kenne Dich nicht mehr; welch ein Geist spricht aus Dir? Die nichts hat — klagst Du! weißt Du denn, was ich für Dich zu thun gesonnen bin?“

Dies war freilich die große Frage und ein banger Zweifel für Isolde; doch die ehrwürdige Frau wußte auch nicht, daß der erste Kuß vom Munde des Geliebten diese schüchternen Lippen heute entsiegelt hatte. Sie sprach: „Jede öffentliche Vorstellung wird nur durch Selbstverleugnung möglich, und die Kunst des Gesanges ist zum öfteren eine verderbliche, welche in Weichheit auflöst, da der Mensch doch stark sein muß, um die Aengste der Welt zu überwinden.“ Sie seufzte.

„Dann wäre es die rechte nicht“ — erwiederte Isolde, „die wahre Kunst denke ich mir göttlich, und was vom Himmel stammt, kann nur mit Kraft ausrüsten zu irdischen Siegen.“

Isolde ward abgerufen, die Generalin blieb mit ihrer Verwunderung über diese Sprache ihrer wortkargen Pflegetochter allein.

In der Mitte des Vorsaals, unter dem Schimmer der Lampe, stand des Fährmeisters Tochter, erhitzt und ein wenig verstört, wie es schien. Tropfen glänzten auf ihrer Kleidung, als käme sie so eben von einer Arbeit mit den Wellen des Flusses.

Bei dem Anblick des Mädchens erwachten eifersüchtige Gefühle in Isolde, und mit den Worten: „Mein Gott! was willst Du denn schon wieder?" sprach sich der ganze Unmuth über den Auftritt am Morgen aus, und der berechtigte Anspruch an eine Liebe, in deren Besitz die kleine Schifferin sich dünkte.

„Gnädiges Fräulein!" antwortete Nelly leise und athemlos, „diesmal komme ich nicht von mir selbst." Sie blickte scheu um sich, winkte Isolde geheimnißvoll näher heran, und flüsterte ihr einen langen Bericht zu, worauf Isolde nachsinnend bei sich zu Rathe ging, und dann das Mädchen mit einer Antwort, sacht gegeben, gütiger entließ, als sie es aufgenommen.

Die Oper hatte nun im Schlosse begonnen; trotz der ziemlichen Entfernung klangen die Becken des Barbiers von Sevilla über den Platz, und ein gedämpfter Ton jener lärmenden Instrumental-Musik erreichte noch den stillen Sitz der Matrone. Wie rauschend da drüben; hier verfloß der Abend lautloser als je. Der Tag war vielfach aufregend gewesen, und die Generalin hatte sich seit langer Zeit nicht so matt gefühlt. Sie verlangte daher zeitig zu Bette, und Isolde geleitete sie in ihr Schlafgemach. Schweigend verrichtete diese kindliche Pflegerin alle die kleinen Dienstleistun-

gen, deren die Schwäche der alten Dame bedurfte, und welche sonst einer Kammerfrau zugekommen wären. Als Isolde ihr die Nachthaube band, und nicht mit dem Knüpfen der Schleife fertig werden konnte, sagte die Generalin: „Wie Dein Herz schlägt, Isolde! es fliegt nur so — fehlt Dir etwas?“ Isolde verneinte. Sie hüllte die Matrone in die weiche Decke, wie man einem Kinde thut, und rückte das Tischchen mit allerlei Bedarf in den Bereich des Pavillons.

„Vergiß mir auch meinen Cooper nicht!“ sagte die Generalin, und setzte hinzu, „Er ist mein Traumgott, und manche Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, und Alles in mir wach ward, was besser ruhen bliebe — ich mich dann unter nervösem Frösteln hin und her warf, habe ich mich müde gelesen. Versetzt in seine warme Zone, hörte ich das Rauschen der Lebensbäume und heiliger Quellen, aus denen ich den Trost der Täuschung schöpfte. Und in glühender Sehnsucht gedachte ich der Strophe: Dort träufeln lohnend ihre Kühle die Palmen Edens über mich!“

Die Romane des Amerikaners lagen jedoch schon da. Nun ließ Isolde die altmodische Taschenuhr der Generalin repetiren, es war erst Neun. Sie zog das Werk auf, und hing die Uhr in ein Gehäuse von Bronze. Jetzt küßte sie der Matrone die Hand zur guten Nacht und wollte gehen.

Die Generalin hielt das Mädchen fest und sprach: „Du zitterst, Isolde! gewiß bist Du nicht wohl? Auch siehst Du bleich aus — bleibe noch ein wenig bei mir!“ Isolde beruhigte diese mütterliche Besorgniß, und gehorchte. Sie verhielt sich still. Die Generalin lauschte aus den Kissen hervor, sah mit starren Blicken, vor denen der Schlaf schon leise ausflieg und seine magischen Kreise zog — nach dem Tischchen, als ob sie den rückenden Weiser beobachtete, und

sprach: „Das Uhrgehäuse sieht doch grade aus, wie die Pforte eines Kirchhofs; es dürfte nur noch drüber stehen: Eingang zur Ruhe. Allein, da — da steht das Herz der Zeit still, und es schlagen keine Stunden mehr.“

Bald genug wiegte der leise Schwung des Pendels, das Säuseln der Athemzüge Isoldens, diese und ähnliche Gedanken ein. Die Generalin verstummte, und der Schlummer, ein wohlthätiger Genius der Kummervollen, breitete seine dunkeln Schwingen über die müden Augenlieder der Matrone. Aber die Fackel in der Hand seines Bruders ist noch nicht verlöscht, wobei wir den Schicksalsgang der Generalin beleuchten wollen. Wir laden unsere Leser ein, uns am Faden der Geschichte in dies Labyrinth zu folgen; den Ausgang hoffen wir zu finden.

Die Generalin hatte als ein Edelfräulein von alter, aber armen Familie ihre Kindheit und erste Jugend in dem Hause eines Verwandten, und zwar unter hartem Druck verlebt. Dieser rauhe Wohlthäter bekleidete ein Staatsamt und diese Waise; doch beides dürftig genug. Es fanden Verhältnisse Statt, die seine Wirksamkeit in Beziehung zu dem Militair setzten, das eine Zeit lang in jener Hauptstadt seiner Bestimmung wartete. So geschah es denn, daß Fräulein Friederike (so hieß die Generalin) dem Adjutanten des Regiments ihr Herz schenkte, dessen Obersten sie später ihre Hand gab. Von einer Weigerung, diesen würdigen Officier zu heirathen, konnte in ihrer Lage nicht die Rede sein; auf ihre Neigung ward keine Rücksicht genommen. Der Oberst, Graf Dohna, ein stattlicher Mann, in den sogenannten besten

Jahren — galt für reich, sein Stammbaum war in vielen Zweigen weit verbreitet — der Adjutant, ein Bürgerlicher, Himmely geheißen, hatte keinen rothen Heller im Vermögen, nur ein tapferes rothes Blut, es für die Geliebte einzusetzen, um den Preis seiner Wünsche zu gewinnen. Doch Gefühle der Subordination auch im Dienst der Minne — schlossen ihm den Mund, als der Oberst das Glück hatte, die Braut heimzuführen. Der Oberst empfing lachend die Glückwünsche seiner Officiere. Er bemerkte es nicht einmal, daß der Adjutant finster dazu schwieg.

Die junge Gräfin fühlte sich unsäglich elend. Sie nahm ihrer Jugend ungeachtet, keinen Theil an all den Herrlichkeiten, die ihr Ersatz sein sollten für ein geopfertes Glück, und der erstorbene Leib einer Leiche kann nicht kälter den Schmuck empfangen, unter dem er prangen soll, als sie die kostbaren Geschenke des Obersten empfing und trug. Dasselbe Geschick, nicht minder über Töchter edler Herkunft, wie über das Kind des ärmsten Eigners verhängt, ließ sie die Abhängigkeit des weiblichen Geschlechts als sclavisch empfinden. Sie konnte den Gemahl nicht lieben, und eben so wenig eine Leidenschaft unterdrücken, deren Gegenstand ihr durch das Unrecht, welches sie ihm, ob auch gezwungen, hatte zufügen müssen, und die Art, wie er es ertrug, nur um so theurer geworden war.

Der arme Adjutant schonte die Gräfin so viel als möglich; aber die Liebe und der Husten, wie irgend Jemand sagt — lassen sich nicht verbergen. Er sah bleich aus; berief seine Pflicht ihn zu dem Obersten, so war es, als stände er bei dem Rapport auf glühenden Kohlen, als brenne der Boden unter seinen Füßen.

Die Flitterwochen, denen jedoch kein einziges Flämmchen

von jenem Goldglanz zärtlicher Täuschung anhing, welche den ersten Tagen der Ehe diese Benennung gegeben — waren kaum vergangen, als das Regiment Ordre erhielt, seines nahen Aufbruchs gewärtig zu sein. Der Oberst traf seine Anordnung; denn es war Krieg, und ein Theil der Armee rückte dem Feind entgegen. Er verfügte, seine Frau solle auf einem Landgute wohnen, das ihm gehörte, und dort den Sommer über bleiben, oder so lange es ihr gefalle und Ruhe in jener Gegend sei. Eine Cousine, eine jener disponiblen Gesellschafterinnen, die keine Heimath haben, außer in fremdem Hause, und deßhalb nur den Bedürfnissen nachleben, sich zu unterhalten — ward der Armen als Ehrendame zugeordnet.

Eines Tages, als der Oberst zu ungewöhnlicher Stunde ausgeritten war, seine Frau aber im Zimmer des Gemahls ein kleines Felleisen packte, wobei sie knieete, trat der Adjutant mit einer Extra-Meldung ein. Sie konnte sich nicht rasch genug aus dieser demüthigen Stellung aufraffen. Erblassend stammelte er einige Worte, die unbeantwortet blieben. Da scholl von der Straße herauf — die Hauptwache war in der Nähe — ein Signal in diesen peinlichen Moment. Der Adjutant fuhr zusammen — es erschütterte dieser Ton die zarte Gestalt der jungen Dame. Sie waren allein — und von einem vertraulichen Gefühl vormaliger Zeiten überrascht, rief sie: „Geht es etwa fort? Himmely, sagen Sie!“

Daß die Gräfin ihn in der Selbstvergessenheit einer augenblicklichen Verwirrung bei seinem Namen nannte, brachte den armen Himmely aus aller Fassung. Aufflammend im Wunsch zu sterben, wendete er sich ab und sagte dumpf: „O! ginge es doch zum Ende!“

Und diese Worte waren in derselben Verzweiflung gesprochen, womit ein jugendlicher Held des dreißigjährigen Krieges, Max Piccolomini, nach dichterischer Eingebung ruft: „Blas't! blas't! o wären es die schwedischen Hörner, und ging's von hier grad ins Feld des Todes“ —; denn Liebe und Schmerz drücken durch alle Epochen der Welt sich in gleicher Stimmung aus.

Der Adjutant verbeugte sich — der Abschied war kurz und doch auf ewig. Noch einmal sah er die Unvergeßliche an, ihr Gesicht war mit tausend Thränen begossen. Durch diesen trüben Schleier strahlte der Liebe letzter Blick ihm tief in die zerrissene Seele, dann leuchtete ihm der Stern des Lebens nicht mehr.

Nachdem das Regiment ausmarschirt war, begab sich die Gräfin Dohna, begleitet von jener Cousine des Obersten nach ihrer Abgeschiedenheit. Das Landgut war versäumt, aber schön gelegen, der Park eine reizende Wildniß. In dem Schatten dieser Einsamkeit verbarg die junge Frau den traurigen Glanz ihres Glückes, froh, daß ihn Niemand sähe.

Die Cousine war anderer Meinung. Dieser ländliche Aufenthalt, die einförmige Weise, in der die Gräfin sich einrichtete, däuchte ihr unerträglich. Sie hatte sich auf Milchspeisen gefreut, die sie vorzüglich liebte, ward aber sehr bald deren satt. Das Vergnügen, einen gebackenen Reis zu essen, füllte doch nur einen kleinen Theil der unendlichen langen Weile aus, die sie empfand; ihr Geschmack war nicht so durchaus genügsam. Die täglichen Spaziergänge ermüdeten sie ohne Interesse; eine Fasanerie im englischen Garten, der die Gutsfrau einige Theilnahme angedeihen ließ, hätte der Cousine vereinzelt und gebraten mehr Genuß gewährt. Der öde Bildersaal im Schlosse war jedenfalls kein Salon, und

seit Olims Zeiten standen die Spieltische, ohne für den Zweck der Unterhaltung benutzt worden zu sein. So konnte die Cousine, an Triset und l'Hombre gewöhnt, nicht umhin, eine Karte für sich zu mischen. Sie schrieb an ihre verheirathete Schwester heimlich folgenden Brief.

„Herzlich geliebte Schwester!

Das sage ich Dir, hier bleibe ich nicht länger, es komme nun auch, wie es wolle. Ich bin wie auf eine wüste Insel verschlagen, wo man unter Wurzeln und Kräutern watet, und ein solches Leben halte der Kukuk aus. Freilich geht mir gerade nichts ab, als Gesellschaft; aber wer kann die entbehren? Die Gräfin ist schwermüthig, vielleicht schwanger — unter uns gesagt, ich glaube, der Cousin hat sich mit dieser Heirath belämmert. Indeß möchte ich ihn doch nicht gern vor den Kopf stoßen, er hat manchmal einen guten Gedanken — und so wollte ich die Sache so fein als möglich einfädeln. Schreibe mir daher, Du seist sehr krank — ich lasse Dir unter allen denkbaren Uebeln die Wahl. Du sehntest Dich nach mir — richte es nur recht kläglich ein. Die Gräfin wird mich schon fahren lassen, und an Ort und Stelle können wir mit Geschick vermeiden, daß der Kutscher etwas merke. Ich will Dir auch um die Vorhänge in der blauen Stube Filet=Franzen stricken und Troddeln klöppeln. Ich habe wieder hübsche Muster gelernt und bringe auch neue Haubenschnitte mit. Mein rechter Fuß, der, wie Du weißt, immer etwas wandelbar ist, und jetzt zumal von dem vielen Laufen alle Abend — die Gräfin wird es

nicht satt, und ich glaube, wenn es auf sie ankäme, sie ginge der Sonne nach — war stark geschwollen, setzt sich aber schon ein wenig; der linke hält sich noch, womit ich Lebens lang verharre, als

Deine getreue Schwester.“

Die Antwort erfolgte wie gewünscht. Die Gesellschafterin schrie zu Gott um die Gefahr der Schwester, klagte möglichst laut ein Geschick an, durch welches sie der seligen Ruhe des Landlebens entrissen würde, und die Gräfin, arglos, jeder Verstellung unfähig, glaubte den falschen Thränen der Cousine. Aber sie athmete freier auf der Last dieses Umgangs entlediget zu sein. Sie war nun einsam mit ihrem Gram, und hing ungestört leidenschaftlichen Träumereien nach. Vergessend der Welt und ihrer Verhältnisse, wenn ihr Blick nicht etwa auf den Trauring fiel — leidend und doch glücklich, lebte sie fast nur in der Idee. Stunden lang saß sie ohne alle Beschäftigung in einer Muschelgrotte auf der Insel des Teiches, ihrem Lieblingsplätzchen, und starrte, versenkt in tiefe Gefühle der verlorenen Liebe, nach dem Spiegel des Wassers, oder heftete den dunkeln Blick an die bemooste Wand, um deren bleichen Zierath der Mondstrahl geisterheimlich webte. Die Gräfin empfand weder Furcht noch Kühle, nur ihr Herz den kranken Theil ihres Wesens. Ach! und unter diesem Herzen voll Weh und Sehnsucht keimte ein Leben, welches diese Gefühle als treulos verdammte, und das Recht des Gatten wie des Vaters in Anspruch nahm.

Der sogenannte Thiergärtner auf dem Gute des Obersten war ein Mann von vorgerückten Jahren und einer rohen

Außenseite, Logau mit Namen. Er hatte den Park in Aufsicht und Ordnung zu halten; doch wartete er andere Dinge emsiger ab, als seinen eigentlichen Beruf. Ein nettes Häuschen unter den Eiben und Erlen des Dickichts war seine Wohnung, und die Sorge für eine nahestehende Volière, worin ein kleiner Springbrunnen plätscherte, eine Pflicht, die er mit Neigung erfüllte. Außerdem ging Logau — nicht minder ein unablässiger Angler — mit waidmännischer Lust der Jägerei nach. Die junge Frau des Thiergärtners, welche recht füglich seine Tochter hätte sein können, eine sanfte, stille Gestalt, war bereits zum dritten Male guter Hoffnung, der einzigen, die das Schicksal dieser Ehe ihr zu gönnen schien. Sie versah anstatt des stets abwesenden Mannes seine Pflichten. Nicht viel geselliger, als die heilige Genoveva, und eben so bleich, fütterte sie eine alte blinde Hirschkuh, die allein übrig geblieben war von dem ausgestorbenen Rothwild des Thiergartens, und gleich einer ewigen Jüdin ihres Geschlechts lebensmatt und müde unter dem Trauerweiden des Parks wandelte. Die blasse Frau, über deren jugendliche Züge ein schwermüthiger Reiz gegossen schien, das ärmliche Kindlein auf ihrem Schooße, die Hinde, der Gruppe treulich angeschmiegt, gab ein anschauliches Bild jener classischen Historie.

Ein leiser magnetischer Zug führte die Gräfin Dohna auf ihren einsamen Spaziergängen öfter an dem Hause des Thiergärtners vorüber, und sie verweilte immer ein wenig bei seiner Frau. Die Kinder waren häßlich und glichen dem Vater; dennoch verweilte das Auge der Mutter mit dem Sonnenblick der Liebe auf ihnen. Einstmals war die Gräfin Zeugin einer Scene, worin Logau die Arme eines leichten Versehens wegen hart anließ und ihr rauh und übel begegnete. Die Frau blieb gelassen, nur eine verstohlne Thräne

schlich über die farblose Wange. Sie schlug das kummervolle Auge durch die Wipfel der Bäume zu dem Blau des Himmels auf, als suche sie das Auge Gottes, daß es ihr Leiden sähe. Ein Schauer ging durch das Gemüth der Gräfin. Sie nahm sich vor, die Frau näher kennen zu lernen, und es geschah.

Bei nächster Gelegenheit fragte sie, wie es ihr nur möglich sei, solchen Unglimpf so duldsam zu ertragen, da dieser Mann es für ein unverdientes Glück halten müßte, eine Gattin ihrer Art zu besitzen; ja, wie sie ihn nur überhaupt habe wählen können? — Die Gräfin vergaß in theilnehmender Mißbilligung an sich selbst zu denken.

Frau Logau lächelte trübe und sprach: „Wählen? Ach! gnädigste Frau, ein armes verlassenes Mädchen hat keine Wahl. Ich bin in der Familie des Pastors von Steinkirch erzogen, eine vater- und mutterlose Waise, die der brave Geistliche von der Straße in sein Haus aufgenommen. Es kam wenig ein in der dürftigen Pfarre, und doch ein Kind übers andere. Der Pastor war heftiger Gemüthsart, seine Frau lind und leidsam von Worten und Werken, schwieg, wenn die Hitze ihn übermannte. Er sah es dann um so eher ein, daß er ihr Unrecht gethan, und vergütete die Wehthat. Sie sagte: Thue einmal deßgleichen, Marie. Eine Frau muß schweigen können, wenn der Mann auf die Stimme des Gewissens hören soll. Ich darf nie vergessen, daß er der Vater meiner Kinder ist, wenn er auch einmal vergäße, welche Bürde ich mit Schmerzen trage. Eine Mutter, eine werdende Mutter zumal — ist eine Gebenedeiete des Herrn. Das Herz muß still sein in Gott, unter dem er eine Seele ins Leben ruft. Der kurze Augenblick der Kränkung vergeht; aber die Folgen bleiben ewig; hast Du

der Versuchung widerstanden, so schläft ein Engel in Deinem Schooße, der dir in späteren Tagen dient."

Die Gräfin stand stumm, erglühend. Sie schämte sich vor der frommen Kraft dieser Frau und ihrer einfachen Lehre.

„Wie war es aber mit der Heirath?" fragte sie nach einer Pause.

„Ich nahm den Logau nicht gern" — antwortete seine Frau seufzend, „allein, aus meiner Neigung für einen Andern konnte schwerlich etwas werden. Denke nur, Marie, es sei des Himmels Wille nicht gewesen tröstete mich die Pfarrerin. Sie sagte mir ihren Spruch, den ich mir ins Herz geschrieben: Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben, ein wenig Glück in Hoffnung sehn, dies ist der Weg zu Ruh' und Leben — —" hier wankte die Stimme der Erzählerin, ihre Augen flossen über, und eine sympathetische Quelle in denen der Gräfin fing an zu tröpfeln. „So bin ich denn," fuhr Frau Logau in bekämpfter Rührung fort, „diesen Weg getrost gegangen bis hierher, und ich hoffe, der Höchste wird wohl weiter helfen. Und wenn ich ruhig ertrage, was ich nicht ändern kann, so kommt dies auch von Gott."

Wie beneidete die Gräfin der armen Frau diesen Frieden der Ergebung! Sie sollte ihn um einen andern Preis gewinnen.

Der Oberst, geschickter, den Degen als die Feder zu führen, hatte seiner jungen Gattin nur selten geschrieben, und solch ein karger, kurzer Brief glich mehr einem militairischen Bericht, als der Schreibart eines Ehemannes an die geliebte Frau. Eines Abends, bei dem Beginnen der Ernte, ging die Gräfin einsam, wie gewöhnlich, am Rain der Landstraße

spazieren. Sie ließ gedankenvoll die Halme einer Weizenbreite durch ihre Finger gleiten, das Getreide lag in Garben, die Mäher und Binderinnen waren heim, nur ein einziger Schnitter schwang noch die blinkende Sense. Der Gedanke eines Schlachtfelds und des Todes, wie die glänzenden Reihen vor ihm sinken, stieg düster vor der Seele der Gräfin auf. Sie lenkte ihren Blick abwärts, und sah einen Soldaten, der ein Pferd führte, langsam von ferne daher kommen. Der Gräfin schlug das Herz in ängstlicher Ahnung. Sie trat unter einen wilden Apfelbaum am Wege, und wartete sein. Der letzte Strahl des Tages erlosch, und dunkel ward es vor den Augen der Dame, als der Soldat mit seiner Rosinante näher kam, und die Gräfin den Reitknecht und das Roß des Adjutanten erkannte. Der arme Himmely war gefallen. — Sein treuer Bursche hatte als Invalide den Abschied und das gleichfalls verwundete Pferd zum Erbe erhalten. Damit konnte er nun nach seiner Heimath ziehen. Der Oberst gab ihm einen schriftlichen Auftrag an seine Frau. Er machte ihr Meldung von dem blutigen Treffen, worin der Adjutant in tollkühner Tapferkeit sein Ende gefunden, und ersuchte sie, wie um eine gleichgültige Höflichkeit, dem Reitknecht und seinem Pferde Rast und gute Pflege zu vergönnen.

Der Soldat erzählte mit gebrochnen Tönen, das Roß stand daneben und wendete, wie im Verständniß dieser traurigen Mittheilung, die großen Augen voll thierischer Melancholie auf die bebende Gestalt der Dame, der es in mancher Stunde hatte huldigen müssen.

Die Gräfin behielt diese Hinterlassenen so lange als möglich. Ihre Liebe war nun zur Ruh — aber die Kräfte dieses regen Gemüths, in langer leidenschaftlicher Uebung auf

einen Punct gerichtet, ließen ihn nur in das Grab sinken, um ein Näherrecht an die verödete Stelle zu haben.

Die Gräfin ward Mutter einer Tochter, und das Kind füllte ihre ganze Seele mit Ersatz. Der kleine Abgott verschlang jeden Gedanken eines Opfers, die Gräfin hatte keines mehr gebracht, noch eines zu bringen. —

Der Krieg nahm ein glorreiches Ende und heimwärts schlug der sanfte Friedensmarsch. Geschmückt mit ehrenvollen Narben kehrte der Oberst als General mit und zu den Seinen zurück, und die kleine Julie lallte ihm den Vaternamen entgegen. Er hatte viele Stufen väterlicher Glückseligkeit übersprungen, während er die Leiter des Ruhmes hinangestiegen, und die männliche Freude, womit der alternde Held sein wunderschönes Kind an die Brust, bedeckt mit Orden, drückte, doch diese Liebkosung kürzte, weil wichtige Geschäfte seine Zeit forderten, genügte der hochgespannten Erwartung seiner Gattin nicht.

Die Generalin war abermals guter Hoffnung, doch dabei in einer Stimmung bleibenden Mißmuths, als womit sich häufig Mütter gegen die Segnung der Natur sträuben. Die Vorstellung widerte sie an, daß ihre Julie fortan den Alleinbesitz kindlicher Rechte theilen sollte. Sie hatte die fixe Idee daß ihr Gemahl kühl gegen das süße Engelskind sei, ein Gedanke, der die Vorliebe der Mutter bis zum Eigensinn der Leidenschaft überspannte und in Gluth erhielt.

Der General war besorgt bei den kränklichen Launen seiner Frau, er schonte ihrer, sich selbst verleugnend, dies gab ihm ein zarteres Interesse — wenn wir diesen Ausdruck statthaft halten dürfen — für den unsichtbaren Gegenstand all dieser Verstörung. Der General hatte den Dienst auf-

gegeben, und so hinderte ihn nichts, seine Frau auf das Gut zu begleiten, wo sie ihre Wochen halten wollte.

Es war wieder um die Zeit der Ernte, als die Generalin ganz allein — ihr Gemahl war auf einige Tage verreis't — einen Spaziergang in das Feld machte. Es war schon ziemlich spät, der Abend aber göttlich schön. Der Mond stieg über die stille goldne Fläche empor; die Luft, duftend und dämmernd, fächelte milde. Die Generalin ging in tiefen Sinnen, wie in einem wachen Traume, gleich einer Nachtwandlerin weiter und weiter, ohne sich ihres Weges bewußt zu sein. Da schlug der Laut einer kleinen dumpfen Trommel, die ein wunderliche Bube auf offner Straße wirbelte, an ihr Ohr, und unter dem Apfelbaum regte es sich wimmelnd und dunkel. Die Generalin bemerkte entsetzt, daß sich dort eine Horde Zigeuner gelagert hatte. Sie wollte umkehren, ihre Füße waren wie gelähmt; doch ehe sie den Schritt wenden konnte, schoß ein braunes Weib pfeilschnell auf sie zu, und forderte ihr eine Gabe ab. Die Generalin zitterte am ganzen Leibe. Sie hatte kein Geld bei sich, und versagte daher mit scheuer Stimme. Furcht und Angst gaben ihr die Miene des Grauens. Die schwarzen Augen der Zigeunerin blitzten unheimlich. Sie gebrauchte die Waffe ihres Stammes und sprach gebietend: „Suche nur! Du wirst doch Dein Leben lang suchen müssen!“ Diese Drohung fuhr wie ein Dolch in das Herz der Generalin; es war ihr in diesem fürchterlichen Augenblicke, als hätte sie das Liebste auf der Welt schon verloren und würde es nimmermehr finden. Sie glaubte umzusinken; doch mit Stolz erhob sie sich und sprach: „Schweig, Elende! und lasse mich in Frieden. Wisse! Du sprichst mit der Frau

des Ortsherrn. Behalte Deine Weissagung für Dich; ich mag mein Schicksal nicht kennen."

Die Ziegeunerin schlug eine höhnische Lache auf und rief mit frecher Ueberlegenheit: „Elende Du selbst, meine Dame. Willst Du mir nichts zufließen lassen, als Schimpf und schnöde Rede, willst Du Dein Schicksal nicht kennen, wohlan! denke an mich — so wirst Du Dein eigen Blut auch nicht kennen." —

Die Generalin kam halbtodt nach Hause. Am andern Morgen zog die Horde bei dem Schlosse vorüber, der Bube mit der Trommel voran, einen grünen schwanken Zweig auf seiner Mütze. Die Zigeuner hatten, ihr boshaftes Müthchen zu kühlen, die Bäume der Gegend sehr beschädiget, und die edelste Blume dieses Bodens gebrochen. Die Generalin konnte den gehabten Schrecken nicht verwinden; wo sie ging und stand, dachte sie dem Sinne jener räthselhaften Worte nach. Sie vermied von nun an die Stelle, welche einem finstern Geiste der Erfahrung Raum über sie zu geben schien.

Nach der Geburt eines Mädchens trat ein heftiges Kindbetterinnenfieber ein, und die Visionen der Wöchnerin zeigten, wie stark der Eindruck jener Scene gewesen sei. Sie sah allnächtlich das braune Weib an der Wiege ihres Kindes; es wurde ausgetauscht, fortgeschleppt, in Knabenkleider gesteckt, dann mußte es die schwere Trommel schlagen, und jeder Schlägel fiel zermalmend auf das Mutterherz. Sie irrte wie Ceres über die ganze Erde, und fand sich in der Hölle brennender Seelenqual und Fiebergluth.

Endlich legte sich die Gewalt der Krankheit; in dem verdunkelten Zimmer herrschte die allerleiseste Ruhe, so daß der Flügelschlag einer Mücke zu hören war. Frau Logau, vor einem Monat erst entbunden, saß und stillte das Kind

der Generalin. Die Mutter ließ es sich reichen. Es war nicht hübsch, und mit einem Nervenfrösteln der mütterlichen Eitelkeit dachte sie, es könne doch wohl verwechselt sein. — Wie die Generalin sich auch erholte: sie erstarkte nie zu der Liebe für dieses Kind, welche Julie genoß; doch ihr Gemahl hatte eine übergroße Zärtlichkeit für das Kleine.

Jahre gingen hin. Seit dem letzten Wochenbett war der Generalin eine Schwermuth verblieben, die Charakter geworden. Die Aerzte meinten, eine Ortsveränderung würde wohlthätig auf ihr Gemüth wirken, und der Zufall bot sich helfend dar zu diesem Mittel.

In Greifswerda, dem Schauplatze unserer Erzählung, lebte dem General ein alter Freund und Verwandter gleichen Namens, von einer Nebenlinie der Grafen Dohna. Dieser alte Edelmann, ein Attaché des Hofes, besaß allda ein schönes Haus. Er hatte einen einzigen Sohn, der auf Reisen war, und als der Verlobte einer reichen Erbin einst die Güter der Braut übernehmen sollte.

Der General machte mit den Seinen eine Reise nach jenem Lustort, und Graf Dohna ihm den Vorschlag, sein Haus zu kaufen, daß es in befreundete Hände käme; doch mit dem Beding, darin wohnen zu dürfen bis an sein Ende. Sie wurden einig. Das Gut des Generals, ihm längst feil, ging um einen billigen Preis an einen Nachbar über.

Nach den Ehren des Empfangs, die der Graf, ein alter Hofmann, sich nicht nehmen ließ, wurden ihm selbst die letzten Ehren erwiesen, und er begnügte sich mit einer engeren Wohnung, als die er sich ausbedungen hatte. Der General überlebte ihn nicht lange. Es schien, als ob er seine Gattin nur hier eingeführt und die zarten Töchter der

Protection des Fürsten empfohlen hätte, um dann zu sterben. Seine Wittwe genoß größter Auszeichnung vom Hofe. Sie zog jedoch ein häusliches Stillleben den Zerstreuungen vor, die das Schloß darbot, und zu denen ihr Rang und die Achtung der erlauchten Personen sie berechtigten.

Julie und Elfriede, die beiden Comtessen, wuchsen heran. Die Erstere, schön, leuchtend und laut wie der Tag; die Letztere, still, bescheiden, ohne irgend einen Reiz, der da blendet. Nur ein Paar nächtliche Augen und ein Blick, sanft wie Mondschein, rührten leise, wo die siegende Schönheit ihrer Schwester alle Gefühle der Bewunderung in Anspruch nahm. Julie entfaltete sich unter dem heißen Sonnenstrahl der mütterlichen Liebe, in jener tropischen Wärme, die brennende Farben giebt; Elfriede dagegen glich einem Blümchen im Hauche des Nordens. Wie ein Stiefkind, fremd und fern gehalten, küßte sie nur zuweilen das Kleid der Mutter, leise und heimlich, daß sie es nicht merke. Ihrer Schwester ward jeder Vorzug zu Theil; Frieda empfand die geringste Gerechtigkeit schon als eine außerordentliche Güte. In jenem liebenswürdigen Uebermuthe, den stets erfüllte Wünsche aneignen, kannte Julie keine andere Beschränkung, als die in der Knospe ihrer Leidenschaftlichkeit lag. Elfriede hatte keinen Willen, keinen Wunsch, als den, das Angesicht der Mutter einmal freundlich auf sich gewendet zu sehen.

Julie, der Liebling des Fürsten und seiner Angehörigen, wohnte jeder theatralischen Vorstellung, sogar den Proben bei; ihre junge Seele war voll von romantischem Wust, und ihre Gefühle reiften vor der Zeit im Treibhause der Kunst. Schon als Kind führte sie kleine Stücke für sich auf. Bald war sie eine Nonne, die ein Ritter entführte,

bald eine Prinzessin, die mit dem Pagen ihres Vaters entfloh; immer aber war die Idee der Freiheit und eines Opfers, das sie der Liebe brächte, vorherrschend in ihren Darstellungen. O Mutter! Du siehst mit entzücktem Auge, bewundernd die kleine vollendete Schauspielerin, und zitterst nicht? —

Nur einen einzigen Widerstand, in Bezug auf Julie, hatte die Generalin mit Festigkeit geleistet, den, daß ihre Tochter — von der jüngsten war die Rede gar nicht — der Hofbühne persönlich angehören dürfte. Der Fürst wagte nicht, gegen das Vorurtheil der würdigen Frau deßhalb in sie zu dringen, die Rollen der aufzuführenden Stücke waren besetzt — Julie stand noch allein mit einem Herzen, das vor Begierde brannte, sich auf gleiche Weise zu versuchen, berauscht von jedem Reiz der Täuschung, den der Vorhang deckt. Doch bald genug schien sie diese glühende Neigung gegen einen bescheidenern Wunsch aufzugeben.

In dem Hause des Hofcaplans wohnte seit einiger Zeit ein junger Mann unter dem Namen Palm. Dieser Fremde, das Geheimniß seiner Zurückhaltung erregte Interesse, obschon er selbst keines Menschen Theilnahme anzusprechen schien. Niemand wußte, von wannen er kam, und weß Geistes Kind er sei. Man vermuthete, er müsse dem Fürsten empfohlen oder ihm bekannt sein; denn öfters lustwandelte der durchlauchtige Herr mit diesem titellosen Palm in den Gängen des Schloßgartens, und ihr vertrauliches Gespräch wollte kein Ende nehmen. Bei Tafel erschien er nie; doch in jedem Schauspiel, in jeder Oper lehnte er an einer Säule des Parterre, ganz Auge und Ohr. Es geschah auch zuweilen, daß er mitten in der Aufführung sich schnell entfernte — und der Fürst ließ ihn alle Wege ge=

währen. Die bedeutende Gestalt des jungen Mannes machte sich selbst in der schlichten Form geltend, unter welcher er hier jede Auszeichnung ablehnte; dieses edle bleiche Gesicht mit düster glimmenden Augen konnte die vornehme Abkunft eines höheren Geistes nicht verleugnen. Es lag etwas in seinen Zügen, in dem Tiefsinn seines Blickes, das auf eine große Seele wie auf ein ungemeines Schicksal schließen ließ und Ahnungen des Mitleids und der Achtung weckte. Der Hofcaplan schwieg durchaus über die Verhältnisse dieses Schutzverwandten seines Hauses, und hatte für alle zudringliche Fragen nur die eine Antwort: Herr Palm sei kränklich, und liebe es, in Stille der Natur und seinen Studien zu leben, bis er seiner anderweitigen Bestimmung folgen werde.

Julie, voll Enthusiasmus für alles Ungewöhnliche, fand die interessante Seite an dem Fremden bald heraus. Ihr Blick war einstmals dem seinen in einem Lächeln begegnet; dessen konnte sich kein Einwohner von Greifswerda weiter rühmen. Eine bemoosete Klippe am Ufer des Flusses war sein Lieblingssitz, wo er laut las, ungehört im Geräusch der Brandung. Julie, welche mit einem zarteren Antheil, als dem bloßer jugendlicher Neugierde, seinen Spuren nachging, fand dort ein Buch, das er hatte liegen lassen. Es war ein Drama von Shakespeare, in der Sprache des Dichters.

Von nun an wünschte Julie englisch zu lernen. Sie wiederholte diesen Wunsch so oft, sie äußerte ihn selbst in Gegenwart des Fürsten, daß die gütige Durchlaucht kein Bedenken trug, zu erwiedern; dazu sei jetzt Gelegenheit am Ort — Herr Palm — ein Wink an den Hofcaplan versprach, sich für dieses Verlangen zu verwenden, und Julie erröthete in freudiger Hoffnung. Nach einigen Tagen er=

folgte die Erklärung, Herr Palm sei mit Vergnügen zu dem gewünschten Unterricht erbötig, wenn er ihn im Hause des Hofcaplans ertheilen dürfte. Die Generalin fand darin eine Unschicklichkeit; Julie aber meinte, man müsse, da der fremde Sprachmeister jeden Familienumgang zu vermeiden schiene, diese Lehrstunde als eine besondere Gefälligkeit ansehen, und die Nichte des Geistlichen könne ja zugegen sein. Sie setzte, wie immer, ihren Willen gegen den der Mutter durch.

Das Haus des Hofcaplans hatte eine wunderschöne Lage dicht am Strome, auf einem hohen Damm, der reizende Fernpuncte darbot. Er war ein vortrefflicher Redner, die Poesie der Umgebung blieb nicht ohne Einflüsse auf seine Ausarbeitungen, jeder Vortrag ward zu einer Uferpredigt. Wenn er bei später Zeit studirte, dann warf das nächtliche Licht einen langen einsamen Strahl, wie die Fackel eines Leuchtthurms, über die dunkle Fluth, die Schiffe zogen still vorüber, und die Matrosen blickten ehrfurchtsvoll zu ihm auf; in der Gestalt dieses frommen Denkers schwebte ihnen der Geist Gottes sichtbar über den Wässern.

Julie befand sich nun täglich mit ihrem Lehrer wie in der Einsamkeit einer wüsten Insel. Die Nichte ging ab und zu, der Hofcaplan konnte nur selten gegenwärtig sein. Gewohnheit lullte endlich den leisen Vorwurf ein, daß dies Verhältniß nicht eben ganz in der Ordnung wäre — nur die Wellen murrten darüber.

Julie lebte und webte in diesem Unterricht. Sie lag beständig über den Büchern, ihr Blick hing an der Uhr sehnsuchtsvoll, ob die Stunde schlüge — nichts hätte sie abgehalten, auch nur eine Minute zu versäumen. Die Hofcaplanei war der Magnet ihrer Gedanken.

„Das Mädchen ergreift Alles mit Leidenschaft,“ sagte die Generalin zu der Schwester des Fürsten, und hüllte ihr mütterliches Lob in eine Klage; „es ist erstaunlich, welche Fortschritte Julie binnen dieser kurzen Zeit gemacht hat. Auch das Französische treibt sie mit dem Herrn Palm, was mir noch lieber ist, denn es ist die Sprache der Welt, jetzt zumal. Mit wem aber wird Julie jemals englisch reden? — Ach! die Menschen verstehen einen nicht, und wenn man göttlich spräche.“ —

Julie äußerte jetzt zuweilen Grundsätze, die ihre Mutter befremdeten. Diese hatte Rousseau's Schriften bei ihrer Tochter gefunden; aber dennoch fürchtete sie nicht, daß Herr Palm der Comteß Dohna ein zweiter Saint Preux werden könnte. —

Ein Jahr war seitdem verlaufen, als eines Tages der Hofcaplan die Generalin unter einem Vorwand besuchte. Das Gespräch kam sehr bald auf den Genossen seines Hauses, auf den Unterricht, den Julie von diesem Palm erhielte, und die Mutter rühmte den Lerneifer ihrer Tochter und Juliens Sinn für diese wissenschaftliche Beschäftigung.

Der Hofcaplan wagte es, ob auch möglichst zart, doch mit würdigem Ernst, die Generalin aufmerksam zu machen, daß diese Kenntnisse nicht ohne einige Gefahr erworben würden. Herr Palm sei ein Mann, eben so interessant als glücklich, und beide Eigenschaften Brennstoff für ein junges empfängliches Herz.

Die Generalin erglühte. Sie sprach: „Ich hoffe, daß meine Tochter weiß, was sie sich selbst schuldig ist.“

Der Geistliche zuckte die Achseln. „Es ist ein schöner Fehler der Jugend,“ lautete seine Antwort, „daß sie das Eigene nicht kennt, und Rücksichten zu nehmen vergißt.

Nach meiner Erfahrung übt kein Gefühl über ein so schönes tiefes Gemüth, wie das der jungen Gräfin, mehr Macht, als Mitleid und Bewunderung, und in eben dem Maße, je geringer der Anspruch daran zu sein scheint. Ich habe diese Meinung zu verlautbaren, für meine Pflicht gehalten, und ich wünschte, Ew. Excellenz erinnerten sich, daß ich es gethan, und zwar aus wahrhafter Ergebenheit.“

„Unmöglich — entgegnete die Generalin, ihre Stimme schwankte zwischen Zorn und Zweifel; „ein so obscurer Mensch —“

„Die Liebe hat ihr eigenes Licht“ — sagte der Warner und lächelte. „Sie verleiht Glanz, und ein Helldunkel, das um ihren Gegenstand schwebt, wie er auch Andern scheine — ist ihr geheimnißvolles Element.“ Somit verließ er Juliens Mutter.

Die Generalin würde in ihrer Aufregung unbesonnen genug gewesen sein, mit Julie sogleich in einer Weise zu reden, dem Zuruf an den Schwindelnden zu vergleichen, der an einem Abgrund wandelt — wenn nicht ein unvermutheter Besuch sie daran hindert und für jetzt und längere Zeit zerstreuet hätte.

Jener junge Graf Dohna, dessen Vater der Besitzer des Hauses gewesen, welches die Generalin bewohnte, war längst von seinen Reisen durch das südliche Europa zurückgekehrt, hatte geheirathet, und der Liebe höchstes Glück mit dem Schmerze gebüßt, die Gattin in der Blüthe ihres Lebens zu verlieren. Sie starb, als sie nach ein paar unglücklichen Niederkünften, von denen ihr nichts geblieben, als das Weh der Erinnerung, einen gesunden Sohn geboren hatte. Es war der Trostlosigkeit des Grafen nicht gegönnt, ohne kränkende Gefühle anderer Art um sein verlorenes Glück zu

trauern. Sein Zustand war getheilt in Groll und Gram. Die Verstorbene hatte ihm mit ihrer Hand ein großes Vermögen gegeben, das aber durch den Aufstand alter Familienansprüche beeinträchtiget war. Mehrere wichtige Processe schwebten, als die Seele der Gräfin sich von dem Streit der Erde aufschwang und eine Erbin des Himmelreichs ward. Graf Dohna hatte Pflichten für seinen Sohn, er durfte ihm daher kein Recht vergeben, noch sich den Anstrengungen entziehen, in denen ihn die Hartnäckigkeit seiner Gegner erhielt. Aber theils weich gestimmt, theils verbittert und steigend erregt, empfand er das Bedürfniß, sich zu zerstreuen, und das empörte Gemüth durch mildernde Eindrücke zu sänftigen. So wollte er das Haus, den Garten wiedersehen, worin er harmlos als Knabe gespielt, und an dem Grabe seines Vaters der Tugenden des Entschlafenen gedenken, unter denen die zufriedene Fügsamkeit in jede Schickung einen vornehmen Rang behauptet hatte.

Der Graf fand die Aufnahme bei der Generalin, wie diese kleine weibliche Familie selbst, so weit über seine Erwartung, Julie so schön, daß er länger in Greifswerda verweilte, als er anfänglich willens gewesen war. Die Generalin gab nicht zu, daß ihr Verwandter im Gasthof wohnen bliebe. Juliens liebenswürdige Heiterkeit, die sanfte Ansprache ihrer Schwester, der theilnehmende Ernst der Mutter, die Heimathlichkeit der Umgebung, alles dies wirkte wohlthätig auf seine wunde gereizte Stimmung. Er gab einen Tag um den andern zu, zurückversetzt in das Paradies seiner Kindheit, wo er den Tod und die saure Mühe des Besitzes nicht gekannt hatte. — Der Garten war unverändert; denn die Generalin liebte neue Anlagen nicht — die alten Bäume standen noch, und im Winkel an der

Mauer war sogar das Schilderhaus mit dem Grenadier noch sichtbar, welches der junge Dohna einst mit Röthel hingezeichnet, um einen seltnen Erdbeerstrauch zu bewachen. Seitdem hatte manches Jahr Blüthe und Frucht verjüngt, der Soldat schulterte noch immer, und der Graf Dohna belächelte gerührt das Spiel der kindischen Einbildungskraft. Doch keine Wache stand vor seinem Herzen, als sich die süße Julie tief hineinschlich. Ihre holde Gestalt, umwebt vom Zauber der Jugend, regte leidenschaftliche Gefühle in ihm an. Er vergaß seines gehabten Verlustes, wie dessen, der ihn noch treffen könne, über dem Wunsche, das schöne Mädchen zu gewinnen; und ehe der Graf abreiste, hatte er eine lange geheime Unterredung mit der Generalin.

Graf Dohna war ein Mann von Charakter und Welt. Ein solcher macht die Tiefe seiner Empfindungen fremden Blicken nicht anschaulich, und den Stand seiner Finanzen nie zum Stoffe des Gesprächs. Der Verdruß seiner Processe war daher nicht zur Sprache gekommen, und die Generalin wußte nichts davon.

Als der Gast fort war, eilte Julie ihrem Lehrer zu. Die Wiederkehr aus der Lehrstunde verzögerte sich länger als gewöhnlich, und bei dem Anblick ihrer Tochter gedachte die Generalin der Warnung des Geistlichen. Juliens Wange glühete, ihre Augen schimmerten, die schöne Wimper war noch feucht.

„Julie," sagte die Generalin gereizt, „ich sehe, der Unterricht erregt Dich — es ist Zeit, daß er aufhöre. Du hast jetzt Besonnenheit nöthig. — Graf Dohna hat mir seine achtungswerthe Absicht auf Dich eröffnet — ich denke der Artikel ist wichtig genug, um eine Sprachübung darüber aufzugeben. Eine künftige Frau sollte vor allen Din-

gen schweigen lernen — ich werde morgenden Tages Herrn Palm ein Douceur senden.

Julie erbleichte; dieser Augenblick zerriß den festesten Faden der Kindesliebe. Sie antwortete mit Unwillen: „Ich heirathe den Grafen nicht — und werde eben so wenig zugestehen, daß mein edler Lehrer solch eine Kränkung erfahre. Mein Herz trägt ihm seinen Lohn ab.“

Es gab eine Scene; die Generalin vergaß, was eine Mutter nie vergessen sollte. Sie sagte, daß sie um ein zärtliches Verhältniß zwischen Julie und diesem Abenteurer wisse, und daß sie ihre mütterliche Gewalt brauchen werde, eine so unwürdige Beziehung aufzulösen, es koste auch, was es wolle. Sie sprach mit schneidender Verachtung von diesem Palm, und erklärte sich sogar Willens, den Fürsten um seine Entfernung anzugehen. Die Wünsche des Grafen nahm die Generalin dagegen in Schutz, und zwar so, als ob die Verbindung mit ihrer Tochter eine beschlossene Sache wäre. Je mehr die Generalin ihre Schwäche fühlte, womit sie Juliens Eigenwillen zeitlebens nachgegeben, desto härter und tyrannischer war der Ton, in dem sie jetzt Gehorsam von ihr forderte, ohne zu bedenken, daß die Liebe frei und keine Sclavin der Pflicht sei — und die Ehe dem Menschenrechte angehört.

Die Psychologen mögen es uns erläutern, warum Mütter, die das Opfer des Herzens selbst gebracht, es nichtsdestoweniger ihren Kindern zumuthen, und sich der Liebe ihrer Töchter, der Liebe, die doch das ganze Glück des Lebens umfaßt — mit einer Art von Haß entgegenstellen. — Duldung jugendlicher Gefühle, weises Verhalten in Wahl und Neigung ihres Kindes, wird in der Regel nur eine Mutter an den Tag legen, die sanfteren Gemüths, dem lei-

denschaftlicher Schmerz erspart blieb, ihre Tochter durch eine strengere Erziehung zur Selbständigkeit führt.

Julie lächelte mit blassem Munde — die Generalin hätte sich ihrer Thränen eher freuen mögen. Mit dem Unterricht war es vorbei. Der Baum der Erkenntniß blühete Julie hinfort nicht mehr; aber er hatte bereits die Früchte der Zukunft getragen.

Seit längerer Zeit war es ein Lieblingsgedanke des Fürsten, Romeo und Julie auf die Bühne zu bringen, nur waren die Umstände diesem Wunsche bisher entgegen gewesen. Der erlauchte Directeur hatte einst in guter Stunde der Generalin die Bewilligung abgewonnen, daß ihre Tochter, die diesen Namen führte, und durch Jugend, Schönheit und einen Anstrich von Schwärmerei eine geeignete Darstellerin der Heldin wäre, diese Rolle übernehmen dürfe. Die Generalin gab, wenn auch ausnahmsweise — ihre Zustimmung um so geneigter, als sie glaubte, es werde bei den vorwaltenden Schwierigkeiten nicht zu der Tragödie kommen. Ueberdies schien Julien's Lust am Theater erloschen. Sie meinte daher, nichts mit diesem Versprechen zu wagen; doch gegen ihr Erwarten lösete es der Fürst zur ungelegensten Zeit ein.

In dem schwülen Schmollen, welches jener Unterredung folgte, erschien Se. Durchlaucht persönlich bei der Generalin, und mahnte diese an ihr gütiges Wort. Er erzählte mit unbefangener Freude, wie es ihm endlich gelungen sei, jedes Hinderniß der Aufführung zu besiegen, und daß sogar Herr Palm, ein Mann von seltenen Fähigkeiten, sich seiner Bitte füge und den Romeo geben wolle.

Die Generalin erröthete vor Unmuth. Ein höfliches Lächeln spielte in dem bittern Zug um ihren Mund, als sie

sagte: „Ja, ja! dieser Herr Palm scheint eminentes Talent zu einem Verführer zu haben“ — eine Antwort, die der gutmüthige Fürst nur für einen Mißgriff des Ausdrucks nahm. Die ganze Seele der Generalin widerstrebte dieser Vorstellung. Sie durfte Julie jedoch nicht compromittiren — ein Verbot, dem eine Dame von Rang unter allen Umständen Folge leistet. Sie selbst machte ihrer Tochter mit der Aufforderung des Fürsten bekannt, und gute Miene zum bösen Spiel; denn Durchlaucht hatten beiläufig erwähnt, das Stück müsse beschleuniget werden, da Palm Anstalten zu seiner Abreise treffe.

„Ich habe zugesagt für Dich,“ setzte die Generalin hinzu, „unserm Fürsten die Freude nicht zu verderben; aber Einmal nur — hörst Du, Julie? so wahr mir Gott helfe! einmal und nicht wieder trittst Du auf.“

„Einmal nur“ — antwortete Julie leise, „das schwöre auch ich!“

„Dann erlaube ich Dir,“ sprach die Mutter in einem Tone, den ihr Zerwürfniß unsicher machte zwischen Scherz und Hohn, „die deutsche Hausfrau zu spielen; es ist eine dankbare Rolle.

Juliens Blick funkelte. Sie hielt sich von ihrer Mutter verspottet. „Nur das Fremde ist mein Genre“ — sagte sie mit fester Stimme. Die Gefühle der Tochter bildeten die entschiedenste Widerpart gegen jede, selbst bessere Meinung der Mutter.

Indeß war die Generalin doch nun ein wenig beruhiget. Sie hoffte alles von der nahen Abreise des Unheilstifters, und zählte die Tage bis zu dem Trauerspiel. Julie fand sich in sichtlicher Spannung, ihre Mutter gab dies der ungewohnten Aufregung Schuld. Elfriedens stilles Ge-

sicht drückte ängstliche Besorgnisse um ihre Schwester aus. Sie umschlich die Mutter, und schien etwas auf dem Herzen zu haben; doch die herbe Kälte der Generalin raubte dem schüchternen Kinde den Muth, was es fürchtete, zu offenbaren.

Der Tag der Aufführung kam. Ein Gerücht, von den Proben ausgehend, verkündete, daß Julie bezaubernd spiele, und einen besseren Romeo vielleicht kein berühmtes Theater aufweisen könne. Die Generalin schwankte zwischen dem Verlangen, einen mütterlichen Triumph zu feiern, und der Abneigung, jenen verhaßten Gegenstand zu sehen und zu hören, wie Julie unter den Berechtigungen ihrer Aufgabe die Leidenschaft ausspräche, welche der Dichter so hinreißend dargestellt hat. Die Eitelkeit der Mutter siegte. Es waren viel Gäste am Hofe; der Fürst wollte den längstersehnten Kunstgenuß mit seinen Freunden theilen. Das Stück ward vortrefflich gegeben. Julie entzückte, Romeo bemächtigte sich aller Herzen, die Verklärung der Liebe lieh diesen Gestalten himmlischen Glanz, und als der Vorhang herabrauschte, athmete in jeder Brust ein höheres Gefühl.

Nur die Generalin hatte in diesen Stunden ästhetisch gelitten. Sie ahnete die Verzweiflung einer Mutter, die ihr Kind also verlöre. Die Wahrheit in Juliens Spiel versetzte die Generalin in eine quälende Täuschung. Dieser traumähnliche Schmerz und ein betäubendes Kopfweh, durch diese Angriffe erregt, ließen sie unempfindlich gegen Aeußerungen des Beifalls und der Bewunderung sein. Jede weitere Einladung ablehnend, fuhr sie mit ihrer Tochter nach Hause, froh, daß Julie willig dazu wäre.

„Ich bin müde zum Sterben," sagte Julie, blinzelnd mit trunkenen Augen, „und werde sogleich schlafen gehen.

Gute Nacht, meine Mutter!“ Sie umfaßte und küßte die Mutter.

Die Generalin drückte ihre Tochter an sich und sprach: „Dein Mund brennt heiß, mein Kind! Das Schauspiel hat Dich krank gemacht, wie mich. Der Kopf hämmert mir, und das Herz schlägt stärker noch in krampfhafter Angst. Ich fürchte, Dein Schlaftrunk hat meinen Schlaf für lange Zeit verdorben — ich werde bei Dir wachen lassen.“

Julie lehnte es heftig ab. Sie küßte ihrer Mutter die Hand. Eine versöhnende Innigkeit legte in die kleine Scene die Rührung des Abschieds; doch die Mutter wähnte, sie hätte ihr Liebstes nun wiedergefunden.

Es war noch früh, als die Generalin aus einem fieberhaften Schlummer erwachte. Elfriede stand schon vor dem Bett der Mutter mit verstörtem Anblick. Die Generalin erschrak vor der gespenstischen Bläße ihrer Tochter, und dachte, die Gardine werfe einen so entfärbenden Schein. Sie raffte die grüne Seide hastig zurück; aber das Mädchen blieb todtenbleich und zitterte an allen Gliedern. Julie war fort in der verwichnen Nacht. Ein kleiner Zettel von ihrer Hand enthielt ein Lebewohl, das den Ihrigen keine Hoffnung ließ. Die Motive dieser Flucht blieben unenthüllt, — wir aber ziehen einen Vorhang über den Schmerz der Mutter, verzagend, daß unsere Feder ihn zu schildern vermöchte. —

Die Natur ist wohlthätig, indem sie bei ungeheuern Erfahrungen den Menschen unfähig macht, sein Schicksal zu empfinden. Welche Milde liegt dennoch in der gänzlichen Kraftlosigkeit eines gebrochenen Herzens; wenn unser Wehe den höchsten Grad erreicht, dann läßt es in dumpfer Schwäche nach, und wir fühlen nichts mehr als Ohnmacht.

Drei Tage waren seitdem vergangen. Die Generalin

wankte mit müden, schleppenden Schritten umher, ihr Blick starrte bald in diese, bald in jene Ecke. Elfriede hielt sich unter Gottes Beistand aufrecht, zur Stütze der unglücklichen Mutter.

Der Hofcaplan kam gleich am ersten Morgen; Elfriede hatte in Seelenängsten zu ihm gesendet. Vermutheter Weise war Palm mit Julie entflohen, und zwar, wie sich aus dem Bericht des Geistlichen ergab, nach einem völlig vorbereiteten Plane.

Der Hof, der ganze Ort gerieth bei diesem Ereigniß in theilnehmende Bewegung. Der Fürst hatte mehrere Male in dem verödeten Hause anfragen lassen; doch die Dame desselben war außer Stande, ihn zu empfangen. Jetzt trat er selbst ein, und wer hätte wagen mögen, Se. Durchlaucht abzuweisen? Er fand die Generalin in jener stummen Fassung, die erschütternder als lauter Jammer auf das Beileid wirkt, doch ihre Gestalt in der kurzen Zeit, daß er sie nicht gesehen, um zwei Jahrzehente gealtert.

„Der Gram ist stolz, er beugt den Eigner tief!“ Auch der Fürst beugte sich vor dieser Mutter, welche ihm in der Größe ihres Unglücks recht ehrwürdig erschien. Er zeigte sich höchlich bestürzt, und versicherte bedenklich zu sein, ob sein Vergnügen etwa in irgend einer ursächlichen Verbindung zu dem Kummer der Generalin stände. — Darüber beruhigte ihn die arme Mutter. Sie leitete das Geschehene von früherer Zeit ab, wo jener Abscheuliche einsame Gewalt über ihr unerfahrenes Kind geübt, und es zu einem Schritte verlockt hätte, der Julie, wohin es auch sei, nur ins Verderben führen könne. Sie klagte den Hofcaplan an, daß er nicht achtsamer gewesen, und doch hatte seine Warnung keinen andern als einen beleidigenden Eindruck zur Folge gehabt.

Der Fürst sprach hierauf: „Da Palm die Pflicht der Ehre wie der Gastfreundschaft gebrochen, so bricht er damit zugleich das Siegel meines Mundes, und ich bin Ihnen Auskunft schuldig über das Schicksal eines Mannes, der sich solchergestalt in ihre Familie eingedrängt hat, zu keinem erfreulicheren Zwecke, als Sie eines theuren Mitgliedes derselben zu berauben. — Dieser Palm ist ursprünglich ein Franzose von hoher Geburt. Bei seines Vaters Bruder in England erzogen, kehrte er während der Greuel der Revolution in sein Vaterland zurück, um die Seinigen über den Canal zu retten; kam aber nur zurecht, um ihr Gefängniß zu theilen und sich selbst in die Hände ihrer Henker zu liefern. Ein Zufall entzog ihn dem Beil der Guillotine; aber er verachtete das Leben, das Vater, Mutter, Geschwister und Verwandten, wie tausend andere Schlachtopfer hatten unschuldig hingeben müssen. Er kam hierher mit krankem Herzen, todeswund, von einem meiner Freunde an mich empfohlen. Die Gesellschaft ekelte ihn an; es ist billig“ — setzte der Fürst mit einem trüben menschlichen Lächeln hinzu, „daß einem dem Schaffot Verfallenen die Ketten abgenommen werden. — Ich entband den armen François jedes Zwanges, und hielt das Haus des Hofcaplans für ein Asyl, wo er ungestört Muth sammeln könne, ein Dasein zu ertragen, das solche Erinnerungen enthält. Unbegreiflich ist es mir daher, wie dieser Mann, den ich für den Reiz der Liebe ertödtet wähnte, sich einer Handlung hat schuldig machen können, welche nur durch die üppigste Leidenschaft entschuldiget werden mag. — Freilich, das Mitleid ist verführerisch, und Fräulein Julie war unaussprechlich gütig — —“

Die Generalin zuckte mit der Hand nach der linken

Seite — der Fürst hielt inne. Sie sprach mit Bezug auf die Geschichte des Entführers: „Darum also konnte Julie den Gedanken aushalten, daß ihrer Mutter Herz sich verblute, dies Herz, das nur für meines Kindes Glück schlug!“ Die Generalin hob bei diesen Worten ihre Augen auf, dann gesenkt verweilten sie lange auf dem Bildniß des Gemahls. Der gleichmüthige Blick des Portraits, der Gedanke, wie anders der General dazu aussehen würde, wenn er dies erlebt hätte, regte den tiefsten Schmerz seiner Wittwe auf. Es liegt etwas in der todten Ruhe eines Bildes von Farben oder Stein, was dem Menschen bei dem grausamen Wechsel seines Schicksals, die fühllose Stetigkeit der Materie als ein Glück erscheinen läßt.

„O wohl Dir, daß Du schläfst!“ sagte die Generalin in brechenden Tönen, „Deine Wunden empfingst Du mit Ehre — diese wäre Dir tödtlich gewesen. Du hattest nur Freude an Deinem Kinde, ich weine die blutigen Thränen der Schmach allein!“ — Und zum ersten Male ergoß sich die tröstende Quelle, die der starre Schmerz verschließt, heiß und bitterlich.

Der Fürst schwieg ergriffen. Thränen fließen selten in fürstlicher Gegenwart — und dieser Zeuge kannte die starke Seele der Frau, die dem Gefühl ihres mütterlichen Leides erlag. Er versprach mit reger Theilnahme das Möglichste aufzubieten, um den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen; doch die Generalin sagte: „Julie ist mir nun doch verloren, ob sie sich auch wiederfände.“

Der Fürst äußerte hierauf, sinnend, welchen Weg sie genommen haben könnten; Palm sei entschlossen gewesen — es müsse denn diese Idee später von ihm aufgegeben worden

sein — nach Amerika zu gehen, woselbst ein zweiter Bruder seines Vaters in den Freistaaten lebe.

Die Generalin, als sie das hörte, zitterte in sich zusammen; das Weltmeer legte sich zwischen ihre letzte Hoffnung.

Alle Bemühungen, die Entflohenen zu erforschen, waren vergebens; Julie blieb spurlos verschwunden. Der Fürst, den Harm der Generalin zu ehren, entsagte eine Zeit lang seinem liebsten Vergnügen und sogar der Musik; es war, als ob der Hof Trauer hätte. Endlich ging der Vorhang des Theaters auf, die Instrumente rauschten wieder — doch der Mutter Haus blieb öde, und wie die Zeit auch hinrauschte, sie weckte keinen Ton der Freude mehr in dieser Brust.

Die Generalin dachte jetzt oft an den frommen Glauben der Frau Logau. Juliens Leidenschaftlichkeit, in den Elementen des Lebens ihr mitgetheilt, war die Strafe ihrer Mutter geworden, während Elfriede mit jenem sanften Sinne, den sie in der ersten Nahrung gesogen, ruhig, engelmild, zu ihrem einzigen Troste diente. Die Güte und Treue dieses zurückgesetzten Kindes zermalmte die Seele der Generalin, wo Juliens Undankbarkeit ihr Herz zerrissen hatte. Elfriede verließ ihre Mutter keinen Augenblick. Sie lebte nur für ihre kindliche Pflicht, und ein erheiterter Blick der Mutter war der Sonnenschein ihrer trüben Jugend.

Die Zeit zog einen Schleier über jenen Tag des Schreckens und seinen Folgen. Die Generalin hatte sich von aller Welt zurückgezogen, und lebte, los und ledig jeder Verbindlichkeit der Convenienz, in fast klösterlicher Abgeschiedenheit. Nur für die Eindrücke der Natur war ihr gramverschloßner Sinn noch geöffnet, und die anmuthige Ländlichkeit des Ortes, seine reizende Lage, der Schatten gestorbner Freuden, der

diese Wohnung umschwebte, hielt sie hier fest. Die Schwester des Fürsten besuchte sie zuweilen, es geschah, wenn auch selten, daß die Generalin ein Stündchen ihrer eignen Wahl auf dem Schlosse zubrachte; ein Band gegenseitiger Achtung fand Statt, ohne daß die Generalin sich angezogen fühlte, die Annehmlichkeit des Hofes zu theilen. Sie saß oft allein in ihrem Garten, unter dem Ueberhang einer Akazie, auf einer Bank, wo sie den Fluß in seinem majestätischen Bogen vor Augen hatte. Dieses Plätzchen liebte die Generalin ganz vorzüglich. Das Grollen der Wogen wiegte den Groll ihrer Erinnerung in trübe Ruhe, die rastlose Eile der Wellen war ihr ein tröstendes Bild von der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, und wenn der Wind in die Segel der Schiffe blies, die auf der blauen Tiefe fernhin schwebten, dann schwellten Seufzer der Sehnsucht ihr Herz. Traurig sah die Generalin ihnen nach und dachte: „Sie kehren doch heim, früher oder später — o Julie! brächte eines derselben Dich mir zurück! ich netzte den Fuß, Dich um so früher zu begrüßen“ — und bei dieser Vorstellung benetzten sich schon ihre Augen — „Deine Schuld sänke hinter Dir in den tiefen Grund hinab, ich schlösse Dich an meine Brust und vergäße alles, und wüßte nichts, als daß eine Mutter ihr Kind nie vergessen kann.“ Doch die Schiffe zogen hin, sie kehrten aus der Ferne, der Mutter Sehnen ward nicht gestillt.

Elfriede war, wie schon gesagt, das einzige Glück ihrer Mutter, ohne sich jemals dieses Vorzugs zu überheben, den die Entweichung ihrer Schwester ihr eingeräumt hatte. Sie fühlte, daß ihre Mutter auch darin geschont werden müsse, und maßte sich ihrer nunmehrigen Stellung nicht eingreifend an, sondern eignete sich die Verdoppelung ihrer Pflichten zu,

wie ein Gunstrecht, von dem man nur leise Besitz zu nehmen wagt. Es lag etwas ungemein Vergütendes in der stillen Seele dieses Mädchens, und diese linde Friedlichkeit beschwichtigte den Kampf der Gefühle, unter dem die Generalin litt. Diese war wohl zu wund, um die Zartheit in dem Benehmen ihrer Tochter nicht zu empfinden, wenn auch selbst dieses achtsame Berühren ihr nur Schmerzen verursachte. Sie erkannte jetzt den ganzen Werth dieses Kindes, und auch ihr langes Unrecht gegen dasselbe. Sie sah nicht minder ein, daß jede Vergötterung unausbleiblich zur Einsicht menschlicher Schwachheit führt, und daß auch die Liebe einer Mutter weise sein müsse. Irrthümlich kam die Generalin fast dahin, die Kälte für eine Schutzmauer gegen beugende Erfahrungen zu halten. Sie sah ja erschüttert, wie edel und ausdauernd Elfriede vergalt, und weinte heimlich manche Thräne der Reue um beide Töchter. O ihr Zurückgesetzten! harret geduldig, denn es kommt ein Tag, der seinen hellen Strahl in jedes Dunkel der Verkennung fallen läßt. Dann werden die Letzten die Ersten sein, wo von himmlischem Lohn die Rede ist! —

Ein paar Jahre nach jener unglücklichen Katastrophe kam Graf Dohna abermals nach Greifswerda. Er bewarb sich um den erledigten Landrathsposten daselbst, und erhielt ihn auch. Seine Umstände hatten sich binnen dieser Zeit sehr verändert. Mit den Prozessen war der größte Theil des Vermögens seiner Frau verloren gegangen, der Rest, ein kleines Gut, beschäftigte den Grafen nicht durchaus, er wünschte sich gemeinnützig zu machen und seine Renten anständig zu vermehren, und so wurden seine finstern Rückblicke durch die Aussicht, welche sich ihm plötzlich eröffnete, ausgehellt. Doch keine glückliche Veränderung kommt allein,

sondern im Geleit mehrerer frohen Ergebnisse; die Freude ist stets eine gesellige Erscheinung.

Bei dem ersten Wiedersehen der Generalin benahm sich Graf Dohna wie ein Mann, dessen feines Gefühl die Aufrichtigkeit seiner Theilnahme auch schweigend auszudrücken weiß. Mit Kränkungen jeglicher Art vertraut, war der Glaube an die Menschen ihm tiefer noch als sein Glücksstand gesunken; er wußte daher ein niedergeschlagenes Gemüth durch seine zarteste Achtung zu erheben. Die Generalin wußte es dem Himmel Dank, der ihn hierher geführt, denn sie schätzte und liebte den Grafen. So bot sie ihm, zu einem höchsten Beweise ihres günstigen Vorbegriffs, das zweite Stockwerk ihres Hauses zur Wohnung an, da doch das landräthliche Amt die klösterliche Abgeschlossenheit desselben einer gewissermaßen öffentlichen Unruhe aussetzte, und erfreut fand sich der neue Landrath in der alten Heimath wieder.

Die anspruchslose Liebenswürdigkeit Elfriedens, ihr unvergleichliches Wesen und Walten als Tochter, die mütterliche Anmuth, womit sie den Sohn des Grafen an ihre Schritte fesselte, erlöschte in diesem bald genug ein glänzenderes Bild und das Andenken an manche bittere Erfahrung. Es ward ihm innigst wohl in ihrer Nähe. Er trauete ihr bescheidnen Sinn zu, ein Loos, wie er es ihr bieten konnte, mit ihm zu theilen, so wie die Kraft der Selbstverleugnung, deren eine redliche Stiefmutter bedarf. Elfriede reichte ihm mit Neigung die begehrte Hand, die Generalin segnete diese Wahl, und sie bildeten fortan nur e i n e Familie.

Diese glückliche Ehe, welche in den Verhältnissen der jungen Gräfin wenig änderte, und ihr erlaubte, die Stütze ihrer Mutter vor wie nach bleiben zu dürfen, versagte jedoch

dieser treuen Tochter die Freude, ein eigenes Kind zu haben. Elfriede war kränklich, und ihr Gemahl ängstete sich still um die Möglichkeit, diese unersetzliche Gattin einzubüßen. Was sind die Befürchtungen der Menschen? Ihm, nicht ihr war ein früheres Grab bestimmt. —

Auf das Dringen des Leibarztes ging die Gräfin in ein weit entlegnes Bad, obgleich es ihr schwer fiel, sich auf längere Zeit von den Ihrigen zu trennen, indem die Generalin nicht zu bewegen war, Greifswerda zu verlassen und sich in einen Strudel fremder Menschen zu begeben, und den Landrath ein Zusammendrang wichtiger Geschäfte in der Kreisverwaltung abhielt, seine Frau zu begleiten. Er versprach ihr die möglichste Sorfalt für die verehrte Schwiegermutter zu tragen. Nach drei Monaten kehrte Elfriede sichtlich gestärkt zurück; doch nicht allein. Sie brachte ein kleines Mädchen mit, das sie an Kindesstatt aufgenommen. Graf Dohna, der seiner Frau bis auf die Hälfte des Weges entgegenreis'te, wehrte ihr diese Milde nicht und ließ sie gewähren, was auch Elfriede zutrauensvoll vorausgesetzt hatte. Nur was ihre Mutter dazu sagen würde, darüber war die junge Gräfin ungewiß; und sie wußte nicht, warum diese Frage ihr von Anfang an zweifelhaft, ja sogar ein wenig peinlich gewesen war. Vielleicht daß Elfriede, die nie besondere Liebe für Kinder an ihrer Mutter bemerkt, hingegen oftmals gesehen, wie störend der wilde Bube Alexander ihrer stillen Sinnigkeit geworden, fürchtete, die Generalin möchte die Annahme der kleinen Isolde als eine Unruhe und Verantwortlichkeit mißbilligen, die der Familie erspart bleiben können, und wobei die schwächliche Gesundheit ihrer Tochter hätte erwogen werden müssen. Genug, die Landräthin, so einfach sonst und unverkünstelt in all

ihrem Thun, sann darauf, den Eintritt ihres Schützlings zu einer kleinen Scene der Ueberraschung für ihre Mutter zu machen.

Die kleine Isolde war nicht schön; aber ein höchst einnehmendes Kind. Ein feiner Bau, dunkle Augen mit einem Blick voll Tiefsinn, Locken von lichter Bräune, die ein blasses Gesichtchen beschatteten, worauf Unschuld und Melancholie sich in den zartesten Zügen verliefen, eine reine reizende Sprache, in den halben Tönen einer Bitte oder Klage gesänftigt, dies gab dem kleinen Wesen etwas so innig Bedeutendes, daß es Gefühle der Rührung wie des Wohlwollens unverweigerlich in Anspruch nahm.

Sobald Elfriede ihre Mutter in dem Wohnzimmer derselben begrüßt, erschien Isolde, ein schönes Mundglas in der kleinen Hand, mit dem frommen Spruche: „Wenn Du erkennetest die Gabe Gottes!“ welches sie der Generalin mit einem schüchternen Handkusse überreichte.

„Wer bist Du, Kleine?“ fragte diese befremdet, und blickte bald auf das Kind, bald auf das Glas.

„Eine Schauspielerin,“ antwortete Isolde mit blöder Stimme.

„Was ist das, Elfriede?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Nein, nein! Du kleine Einfalt,“ fiel die Landräthin ein, „Deine Mutter war eine Actrice, Du aber sollst es nicht werden. Deßhalb,“ setzte sie halblaut hinzu, nahm ich das Kind zu mir, weil es mich dauerte.“

„Ich habe doch mitgespielt!“ sagte Isolde mit Bewußtsein, „in den Soldaten war ich das Kind der Wittwe Felden, ein kleiner Junge. Sie riefen Bravo im Parterre, ach fürchterlich! und klatschten sehr — da schämte ich mich und weinte.“

Die Generalin lächelte, das Herz that ihr weh; über Elfriedens Wangen, von einer schönen Wallung gefärbt, rollten Thränen.

Die Landräthin hatte in jenem ausländischen Bade das früher bestellte Logis in einem Hause gefunden, das als eines der schönsten und größten des Ortes eine große Anzahl von Familien unter seinem Dach vereinte. Elfrieden zunächst und zwar im Erdgeschoß, wohnte eine Schauspielerin mit den Ihrigen. Wir nennen die Frau vorerst, weil sie als der Edelstein der Gesellschaft, die sich während der Saison hier aufhielt, den höchsten Gehalt empfing, den die Direction zahlte, und den Werth in sich faßte, die Versorgerin ihrer Angehörigen zu sein, der Mann hingegen, im Hause wie auf dem Theater, nur in einer Nebenrolle figurirte. Nichtsdestoweniger machte er mit gehässiger Anmaßung sich geltend, und der liebenswürdigen Frau das aufreibende Berufsleben schwer und sauer. Madame Sommny — so hieß die Schauspielerin — hatte zwei allerliebste Mädchen, Zwillinge, Isolde und Emmy. Eine Mutter der Künstlerin, selbst noch recht rüstig, stand der Pflege dieser Kinder und dem wirthschaftlichen Fache dieses beweglichen Haushalts vor.

Die Landräthin, in ihrer beschaulichen Stille interessirte sich für diese theatralische Welt in einer Nußschale, ihrem Zimmer nebenan. Sie bedauerte die Anstrengungen der Actrice, sie bemitleidete die armen Kinderchen, die doch dabei versäumt werden müßten. Wenn die Mutter im tragischen Kothurn auf und nieder ging und ihre Rolle einübte, saßen die Kleinen im hohen Grase vor dem Hause und spielten harmlos mit Blumen. Dann weilte Elfriedens Blick mit Wehmuth auf ihnen. Sie dachte, noch freueten diese Unschuldigen sich der Natur; doch einst, zu dem Loose

ihrer Abkunft bestimmt, würden ihre natürlichsten Gefühle schweigen müssen, und die Kunst sie nach Brod gehen heißen.

Der Wunsch, ein Kind zu besitzen, ließ in Elfriedens Glück, in ihrem Herzen selbst eine schmerzliche Lücke; hier war die Segnung, welche sie vergebens vom Himmel erflehte, einer Mutter doppelt zugetheilt, die diesem heiligen Beruf nicht leben konnte, und der das kleine Pärchen vielleicht nicht wenig zur Last war. Doch zu ihrer größten Verwunderung sollte sie bei näherer Bekanntschaft erfahren, daß es sich anders damit verhielte.

Die Landräthin war oftmals unfreiwillig Ohrenzeugin eines Gezänks, wobei Herr Sommny sich gleich dem Richard Wanderer gehabte, nur weniger gemüthlich — und mit kräftigen Citaten um sich warf. Der Sanftmuth nach, womit Madame die rohen Aeußerungen ihres Mannes hinnahm, vermuthete Elfriede, er müsse ein Recht zu diesen Vorwürfen haben. — Eines Tages, nach einem heftigen Auftritt zwischen den Eheleuten, trat die Mutter der Schauspielerin in die Nebenthüre, die Landräthin um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, und sagte, gegen die Wand winkend, mit dem Gleichmuthe der Gewohnheit und eines gefestigten Nervensystems, „sie führen den häuslichen Zwist da drinnen öfter auf, als eben nöthig wäre. Ja, wo keine Gelegenheit zu Streit ist, da schafft man sich welche an, und keine kinderlose Ehe darf auch nicht immer als ein Unglück angesehen werden. Es giebt etwas um die Kinderchen. Der Schwiegersohn möchte ihrer gern los sein, und meine arme Tochter weigert sich.“

„Los? seiner Kinder?“ fragte Elfriede so erstaunt als empört.

„Nun seine Kinder sind es nicht,“ antwortete Jene,

„ungeachtet ich dem Sommny, der ein unausstehlicher Mensch ist, damit nicht helfen will.“

Die Landräthin erröthete und schwieg.

„Doch meiner Tochter gehören sie auch nicht,“ fuhr die Mutter besorgt für die Ehre derselben fort, „sie sind fremdes Eigenthum, und nur gleichsam aufgehobene Pfänder der Freundschaft.“

„Und Madame Sommny entäußert sich ihrer nicht?“ fragte Elfriede mit steigender Achtung, und indem ein Gedanke in ihr aufstieg.

„Nein,“ entgegnete die Mutter, „sie ließe sich wohl eher von dem Manne scheiden. Sehen Sie, gnädige Frau, das war so.“ Geschmeichelt von dem Interesse ihrer Zuhörerin, begann die Alte zu erzählen. „Die Heirath meiner Tochter war, so zu sagen, ein Geniestreich — und durchaus gegen meinen Willen. Was wollte ich aber machen? Die Liebe ist nicht allein blind, sondern auch taub, sie hört auf keine Warnung. Wir waren damals in“ — die Mutter nannte eine Seestadt. „In ihrer ersten Entbindung kam meine Tochter mit Zwillingen nieder, und die Kinderchen waren so schwächlich, daß ihr bloßer Anblick erbarmte. Meine Tochter marterte sich unsäglich ab mit der Pflege der armen Würmer. Sie ist die Stärkste auch nicht, das tragische Fach greift an — und wo könnte eine Schauspielerin sich halten? Sie mag Wöchnerin sein oder nicht, der Tag fordert sein Recht. Der Regisseur mußte Geduld haben, das Repertoir ward oft geändert, meine Tochter war zweimal auf dem Theater ohnmächtig geworden, und für dergleichen Schauspiel werden die Logen nicht gemiethet. In dieser Angst kam uns eine sonderbare Fügung zu Hülfe. Neben uns wohnte ein fremder Herr mit seiner Frau, die ich dem Ansehen nach für seine

Tochter gehalten. Die Dame war engelschön, blutjung, und schon ein Mütterchen in Hoffnung — der Mann schien bedeutend älter zu sein, und sah, ich will nicht sagen verlebt, aber doch ein wenig erloschen aus. Doch war er das Licht ihrer Augen — solch eine Liebe! man hat gar keinen Begriff davon. — Die Fremden lebten sehr eingezogen, und warteten nur einen Zeitpunct ab, um über See zu gehen. Sie hatten häufig das Theater besucht, und meine Tochter von dorther kennen gelernt, und es war ein freundschaftlicher Umgang zwischen den beiden Frauen entstanden. Einst nun kommt die Dame zu meiner Tochter, da sitzt sie und reiht Perlen an Schnüre, und tausendfältig rollen ihre Thränen dazwischen; denn unsere Zwillinge schwebten zwischen Leben und Sterben, und den folgenden Abend sollte eine große Tragödie gegeben werden. Das dauerte nun diese Engelsseele und sie spricht: „Ich trete für sie ein, Madame Sommny! lassen Sie mich den Regisseur sprechen. Gesagt, gethan. Sehen Sie, die Fremde spielte, als wäre sie auf den Brettern groß geworden, Jedermänniglich erstaunte. Zwei Monate hindurch vertrat sie meine Tochter, indeß diese ihre Gage unverkürzt bezog. Sie konnte nun ihre Kindlein ruhig begraben, den ersten Schmerz ausschluchzen und ein Bischen Kräfte sammeln. Die fremde Gastspielerin, von der Niemand zuvor gehört, fand ungestümen Beifall. Man warf ihr Kränze zu, machte Verse — denn ihr Talent war für eine Privatperson außerordentlich, und ihr Edelmuth blieb auch nicht verschwiegen. — Doch war ihr dies wohl schwerlich an der Wiege gesungen worden, denn die Dame wie ihr Gemahl, schienen vornehmer Abkunft zu sein. Man hat so einen Blick dafür, wenn man viel unter Menschen lebt.“

Die Landräthin fragte mit zitternder Stimme nach ihrem

Namen; die Mutter der Madame Sommny nannte einen unbekannten.

„Es ist jedoch ein elend jämmerlich Ding um der Menschen Gunst!“ mit dieser alltäglichen Bemerkung setzte die redselige Frau ihre Erzählung fort, „die gute Dame mußte sich nun selbst inne halten — meine Tochter war jetzt im Stande zu dem Debut; aber sie fand die ehemalige Stimmung unter den Zuschauern nicht mehr.“

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie nochmals unterbreche,“ sagte Elfriede in hörbarer Spannung, „können Sie sich wohl noch erinnern, welche Tragödie es war, in der jene Dame zuerst auftrat?“

„Dächte ich doch,“ antwortete die Frau mit sinnender Miene, „es wäre Emilia Galotti gewesen. Unser Eins vergißt, was gestern gespielt worden. Oder war es Romeo und Julie? — Nein! ich wollte schwören, daß es Emilia Galotti war.“

Die Landräthin stieß einen Seufzer über dies treulose Gedächtniß aus; und die Frau, welche diesen zweifelhaften Umstand für unerheblich halten mochte, kam auf gewisse Rückerinnerungen zurück, die ihr gegenwärtig geblieben, und deren Vortrag sie mit Wärme folgendermaßen fortführte. „Hat das Publicum in Betreff seiner Lieblinge einmal Einschub angenommen, so ist es mit ihnen vorbei, und sie haben für immer das Nachsehen. Die Direction kündigte meiner Tochter unter einem nichtigen Vorwand, der fremden Dame wurden unter der Hand hohe Anträge gemacht, die sie mit Stolz abwies. So war ihre Gütigkeit zum Schaden meiner Tochter gewesen! — Einige Zeit darauf ward auch sie von Zwillingen entbunden — es war ein gesegnetes Jahr. Jetzt kamen Briefe, es mußte eine wichtige Bewandtniß mit ihnen

haben, der fremde Herr strebte fort, und die zarte Frau befand sich in ängstlicher Unruhe, der Arzt hatte erklärt, die schwachen Kinderchen würden die Reise zu Wasser nicht aushalten. Sie mußte meiner Tochter mehr von ihren Verhältnissen entdeckt haben, denn diese erbot sich, die Kleinen da zu behalten, und ihrer treu zu pflegen. Der fremde Herr ließ eine ansehnliche Summe als Alimente zurück, die er zu erneuern versprach, wenn er in zwei Jahren nicht zurückkehrte, seine Kinder abzuholen. Dieser Betrag half nun den Meinigen aus großer Verlegenheit. Aber diesen Abschied will ich nicht vergessen! — eine Mutter scheidet doch schwer — —" die Frau stockte und trocknete sich die Augen.

„O Julie!" dachte Elfriede, ihr Herz schlug mächtig, sie hatte ihre Kinder verlassen müssen, trostlos, wie sie die Mutter verließ!

„Und haben sie seitdem keine Nachricht von den Eltern Ihrer Pfleglinge erhalten?" fragte die Landräthin, und ihr Athem stockte bei der Frage.

„Keine!" antwortete die Mutter der Schauspielerin mit völlig abgeschlossener Hoffnung. „Wir können nicht anders glauben, als daß ihnen ein Unglück zugestoßen sei. Das Geld ist nun verzehrt, und die Kinder, ein fressendes Capital, sind uns geblieben. Da kann man es dem Sommny auch nicht grade verdenken, wenn er manchmal murrt. Aber bitte, gnädige Frau, sagen sie meiner Tochter nichts hievon, was ich Ihnen erzählt habe."

Welche Wichtigkeit lag für Elfrieden in dieser zufälligen Mittheilung! Sie zweifelte nicht, die vornehme Gastspielerin wäre Julie gewesen; ihre Kinder lebten in der Nähe der Gnade eines rohen Menschen, wie dieser Sommny, und von seiner Scheelsucht mit feindseligem Blicke angesehen. Bei

diesem Gedanken blutete der Landräthin das Herz, und zagte in Zweifeln; denn es hatte keine andere Gewißheit, als welche auf einigen Combinationen und dem einfachen Gefühle beruhete, welches ihr sagte, diese Umstände paßten zu dem Geschick ihrer Schwester. Konnte dies jedoch nicht auch anders sein? —

Nachdem Elfriede mit sich selbst zu Rathe gegangen, machte sie der Schauspielerin den Vorschlag, ihr eines dieser lieblichen Kinder zu überlassen.

Madame Sommny hatte die Landräthin unter dem Gedränge von Hausgenossen mit einer so zarten Aufmerksamkeit ausgezeichnet, welche diese, seit ihr der Aufschluß jener Geschichte geworden, weniger den nachbarlichen Näherungen als iher Ahnung zuschrieb, vermittelst deren sie in ihr die Schwester ihrer Freundin erkannte. Durch die ewig häuslichen Mißhelligkeiten auf einen Punct gebracht, der diesem Verlangen Elfriedens günstig war, ging die Schauspielerin unter der Bedingung darauf ein, daß die Gräfin Dohna es sich gefallen lassen wolle, das Kind als eine anvertrauete Pflicht, und nicht als ein übernommenes Recht zu betrachten, weil früher oder später ein näheres daran geltend gemacht werden könnte.

Die Landräthin stellete sich damit zufrieden und es anheim, welche von beiden Pfleglingen ihr zufallen solle. Hier aber zeigte sich ein Kampf in der mütterlichen Stellvertreterin. „Ich kann nicht entscheiden oder wählen," sagte Madame Sommny in schmerzlicher Unschlüssigkeit.

„Nun, so lasse das Loos entscheiden!" schlug ihre Mutter vor, und machte sogleich Anstalt dazu. Madame Sommny wendete sich ab, als die beiden Unschuldigen an den verhäng=

nißvollen Griff nach dem Loose ihrer Zukunft gingen, und wir wissen, wie es Isolden auf das lieblichste gefallen sei.

Nach reiflichem Ueberlegen beschloß die Landräthin, ihrer Mutter zu verschweigen, was sie hinsichtlich Juliens muthmaßte. Die Generalin — dies sah ihre Tochter wohl ein — durfte kein Wort von jener Schauspielergeschichte erfahren, wenn ihr unterdrücktes Gemüth nicht aufgeregt, und die Resignation nicht gewagt werden sollte, welche einen traurigen Frieden über dies öde Leben verbreitete. Elfriede durfte die schwer errungene Ruhe ihrer Mutter nicht auf ein ungewisses Vielleicht setzen, und eben so wenig in die Aufnahme des fremden Kindes irgend einen Zwiespalt der Empfindung bringen. Aber dem Gemahl eröffnete sie, nach liebender Frauen Weise, was ihr Herz erfüllte, und er billigte es der Klugheit seiner Gattin, daß sie geheim halten wolle, was nun einmal nicht zu beweisen möglich war. Ihm selbst schien es nicht so ganz wahrscheinlich, daß jene Fremden Palm und Julie gewesen seien. Sein Verstand zog die Folgerungen; das Herz hat aber eine andere Logik, und in einem feinen weiblichen Gefühl tausendmal die richtigere.

Die Einführung der kleinen Isolde war nun vorüber, und die Generalin sah mit Wohlwollen das Kind zu jeder Zeit und Stunde um sich. Alexander kam jetzt aus dem elterlichen Hause, einem Grundsatze seines Vaters zufolge, nach welchem Knaben nicht frühzeitig genug in die Schule der Welt geschickt werden können. Die Kleine, an geringe Ansprüche gewöhnt, füllte zwar die Lücke nur mit Stille aus, aber sie beschäftigte doch die Sorgfalt der Mutter nicht minder wie ihr Nachdenken.

Es gab einen rührenden Anblick, den kindlichen Dienst-

eifer der zarten Isolde für die Generalin zu sehen, als fühlte die Kleine, daß die Liebe, welche schuldlosen Seelen sonst wie eine Gabe der Götter zufällt, hier erworben werden müsse. Sie lauschte der schweigsamen Dame jeden Wink, jeden Wunsch an den Augen ab, und saß am liebsten zu ihren Füßen.

Die Generalin hielt nicht Stand gegen diese zärtliche Anhänglichkeit. Sie fühlte sich davon überwältiget, und etwas Aehnliches jener Schwachheit, als welche sie einst für Julie gehabt. Doch eingedenk ihrer Erniedrigung durch diese vorgezogene Tochter, wehrte sie sich gegen die hinreißende Liebe dieses Kindes, und schob einen starken Riegel vor ihr Herz. Sie fürchtete, sich noch einmal selbst zu verlieren. So durfte, ihrem ausdrücklichen Versagen nach, Isolde die Generalin auch nicht Großmutter nennen, wie natürlich dies auch zu dem Verhältniß des Kindes gestimmt hätte. Elfriede seufzte heimlich über diese Härte und Strenge ihrer Mutter, welche doch nichts anderes war, als die weichherzige Furcht, mit diesem Namen auch der Schwäche, die gewöhnlich auf ihm lastet, nachzugeben. Als ob die Stimme der Liebe sich in der fremdesten Benennung verleugnete! Ihr Klang rührt in jeder Form an das Herz. —

Ein Briefwechsel war zwischen der Landräthin und Madame Sommny verabredet worden, der von Seiten der Ersteren auch pünctlich begonnen und fortgesetzt wurde, zuerst säumige Erwiederung, und bald genug gar keine mehr fand. Die Schauspielerin hatte ein entferntes Engagement angenommen, dies dann quittirt, um noch weiter zu gehen. So wußte die Landräthin ihren Aufenthalt gar nicht mehr, und mußte erst eine Anzeige davon erwarten, und da diese nicht erfolgte, so glaubte Elfriede, Madame Sommny wäre

gestorben. Vielleicht liebte die Landräthin ihr Pflegekind nur um so mehr, als der Besitz desselben ihr auf keine Weise versichert war. Eben so wenig konnte ihr mütterliches Gefühl für Isolde je zu der Gewißheit kommen, ob es auf ein Naturrecht, oder nur auf die Gunst der Gelegenheit gegründet wäre; aber nichtsdestoweniger ruhete es tief in dem treuen Herzen der trefflichen Frau.

Graf Dohna starb in der besten Kraft seines Lebens, und ward neben seinen Vater auf dem Friedhofe zu Greifswerda bestattet. Das Haus der Generalin nahm seine vormalige Abgeschlossenheit wieder ein. Isolde war beinahe erwachsen, als die Landräthin, nach einem kränklichen, nur der Pflicht geweiheten Dasein, ihrer Mutter zur letzten Ruhe voranging, und dieser die Sorge für das Kind ihres Herzens allein überließ. Sie nahm das Geheimniß ihrer Vermuthung mit in das Grab.

An Elfriedens Sarge fühlte die Generalin den Unterschied in der Trauer einer Mutter. Wie sanft war der Schmerz dieses Verlustes gegen die Erfahrung, welche ihr Julie entrissen. Sie durfte der Hingeschiedenen nachweinen; Julie hatte sich der Nachsicht ihrer Mutter als unwerth gezeigt. Der ehrwürdige Schall des Geläutes, der den Hingang einer Stillen im Lande verkündete, bewegte das Mutterherz in Wehmuth; aber seine Schläge stockten einst, als das Gerücht von Juliens Flucht von Ohr zu Ohr lief. Jeder Mund, auch der Leumund, war des Lobes der Verewigten voll; doch auch die Besten und Billigsten hatten ihre Schwester tadeln müssen. Um beide Töchter richtig zu würdigen, war Elfrieden die Ehre des Sterbens geworden; Julie, die lebend geschieden, hatte ihrem Gedächtniß ein Andenken kränkender Schmach hinterlassen.

O! der Tod der Liebe ist nicht schwer! Ein Leben in Entfremdung oder Haß ist viel schwerer.

Jetzt wäre die Generalin fürchterlich einsam gewesen, hätte Isolde ihr nicht kindlich zur Seite gestanden. Auch Alexander hielt die Großmutter werth, und stürmte oft in den Klosterfrieden ihres Hauses. — Wir wissen unsere Leser mit den Verhältnissen desselben vertraut, und sind nunmehr unserer Erzählung bis auf den Punct gefolgt, wo sich das Weitere ergeben soll.

Es war um die elfte Stunde. Die Musik im Schlosse hatte aufgehört, die Fenster des Speisesaals, voll der hohen Versammlung, schimmerten, und die übrigen Anwohner von Greifswerda genossen schon der Wohlthat des Schlafs, und mancher Arme auf hartem Pfühl schwelgte an der Göttertafel der Träume.

Isolde stand am äußersten Ende des Gartens, gegen die nächtliche Kühle verwahrt und doch durchschauert. Das Pförtchen nach Außen war geöffnet. Sie lauschte auf den Fluß hin. Es war einsam um das Ufer, jeder Wellenschlag tönte, das Rauschen eines Blattes ließ sich vernehmen. Der Mond schwamm auf dem Wasser, die Sterne funkelten in die feuchte Tiefe nieder, und die Nacht goß ihr heiligstilles Licht über die Schatten der Erde aus.

Doch Isolde war nicht ruhig, ihr Herz schlug ängstlich vor der kommenden Minute. Wie sollte sie, ein schwaches Mädchen, auf diesem späten Wachtposten sich nun gegen eine Annäherung vertheidigen, die ihr bange machte? Nur der Gedanke an die Generalin, die sich jetzt schwerlich etwas von

diesem Vorgange träumen ließ, ermuthigte sie, und selbst das Bild des Geliebten und seiner Nähe mußte der Erwartung zurückstehen, die Isolde hier festhielt.

Jetzt ein Geräusch, ein Ruder plätscherte — Isolde fuhr zusammen und wickelte den Mantel enger um die klopfende Brust. Sie strengte das schöne, scharfe Auge an, richtig! ein Kahn zog die leuchtende Furche und glitt langsam daher. Der Mond trat hinter einem lichten Wölkchen hervor und schien auf das Fahrzeug, die Schifferin erglänzte, Isolde erkannte Nelly. In des Kahnes Mitte ragte aufrecht stehend eine hohe Gestalt, von einem weiten weißen Mantel umflossen, dessen Helle sich auf dem dunkeln Gewässer gespenstisch ausnahm, als ob ein Geist aus den Fluthen gestiegen wäre. Der Nachen legte an, Isolde wagte in unsäglicher Beklommenheit einige Schritte vor, Nelly sprang erhitzt und athemlos herbei und flüsterte dem Fräulein etwas zu, worauf sie sich eiligst wieder entfernte. Nach einem kurzen, peinlichen Harren trat jener Reisende im weißen Mantel in den Eingang des Gartens, und stand nun — das Schicksal in Person — vor der bebenden Isolde.

Der Fremde war ein alternder Mann von großartiger Haltung und stark gebräuntem Gesicht. Er nahm die Reisemütze ab, und die gebleichten Locken bedeckten noch in Fülle den Scheitel; der Kummer schien dem Geschäft der Zeit in ihrer Färbung vorgegriffen zu haben. Isolde, von einer wundersamen Regung bewegt, schauete ihn mit einem Blick des Mitleids an. Es war ihr, als ob sie mit dieser Erscheinung eines vergessenen Gegenstandes ansichtlich würde, dessen sie sich nun wieder erinnerte. Ihre Seele grüßte ihn vertraut; doch um alles in der Welt hätte ihr Mund keine Silbe vorbringen können.

Der Fremde faßte die junge Dame, welche ihm hier dies seltsame Rendezvous gab, ins Auge, ein Dritter würde bemerkt haben, er wolle sie lieber in seine Arme fassen — aber Isolde sah es nicht, und gläubig blickte sie zu ihm auf. „Mein Fräulein,“ begann er, und es dünkte Isolde, seine Stimme wankte —, „wie soll ich Ihnen für die Güte danken, daß Sie sich der Ruhe berauben, Ihre zarte Weiblichkeit der Nachtluft aussetzen oder irgend einem nachtheiligen Angriff, um — —“

Der Muth des schwachen Geschlechts wächst an dem Abnehmen des stärkeren. „Danken Sie mir nicht, mein Herr,“ antwortete Isolde gefaßter, „es ist die Beruhigung einer mir sehr theuern Person, welche mich keine schädliche Möglichkeit scheuen läßt, und mich allein ihrem Wunsche willfährig machte. Sie bringen Nachricht aus Amerika, wie ich von Balthasars Tochter erfahren. O sagen Sie! lebt Julie, Gräfin Dohna noch? und — glücklich?“ —

Ein Moment dumpfen Schweigens erfolgte. Der Fremde seufzte.

„Diese Frage,“ erwiederte er, „giebt mir zu verstehen, Juliens Verhältniß zu einem Manne, dem sie sich mit gänzlicher Hingebung anvertrauete, sei hier nicht anerkannt worden. Jener Unglückliche, dem dieser Engel lebte und starb — bin ich selbst!“

Isolde wich zurück. „Allmächtiger Gott! sagte sie erschrocken, „der Vicomte — Herr Palm — —“

Der Franzose neigte das Haupt und sprach: „Lassen wir Titel und Namen, mein Kind! Es ist schwer genug, ein Mensch zu sein, und gleichbedeutend, welche dieser zufälligen Lasten man trägt. Ich habe den Rang meiner Väter vergessen; aber das schmählich vergossene Blut der Meinigen

Bayerische Staatsbibliothek München

dringt noch immer an dieses alte Herz. Der Elende glaubt sich frei jeder Pflicht, und sogar im Recht gegen die Natur, wenn er ihre tiefsten Schmerzen empfunden. Es dürfte also übermenschliche Kraft erfordern, einen Engel von sich zu stoßen, der sich ihm in solcher Oede zugesellt und von der Schuld erlöst, an Gott und der Menschheit zu verzweifeln. Alles Glück, das ich Juliens Mutter geraubt, habe ich der Tochter wieder erstattet, und dieses Zeugniß ist gewißlich wahr!" Es lag eine Zuversicht in dem Tone dieser Rede, die erschütternd auf Isolde wirkte.

„Die arme Generalin!" sagte sie, „es ist sonach besser, daß sie nichts von Ihrem Hiersein erfährt, Herr Palm — wenn Sie denn so wollen. Jede Gemüthsbewegung ist für diese morsche, mühsam zusammengehaltene Kraft zu fürchten."

Palm trat auf Isolde zu. Er ergriff ihre Hand, ehe sie es hindern konnte, und der Druck der seinigen drang dem Mädchen durch Mark und Bein. Er sagte: „So hinfällig ist die edle Frau? — Mein gutes Kind, möchten Sie doch geneigt sein, mir einen Gefallen zu erzeigen! Himmel, welch ein armseliges Wort wählte ich da, um die überschwängliche Wohlthat anzudeuten, die ich von Ihnen begehre!"

„Worin könnte ich Ihnen dienen?" fragte Isolde wohlwollend; „sprechen Sie doch! was ich irgend vermag, soll geschehen."

„Die Generalin" — hob Palm an, und sein Ton verrieth inneren Kampf, „schläft jetzt wohl, nicht wahr? — Was ich auch vorhin gesagt, das ihr zugefügte Leid zu beschönigen, ihr Andenken zürnte mir, wenn nicht Schlimmeres noch, darüber war keine Täuschung möglich. Das Bild der beleidigten Mutter drängte sich zwischen mein Glück im

Bayerische Staatsbibliothek München

Besitz ihres Kindes; ich hielt nichts sicher, was mir am Herzen lag. Jede harte Erfahrung prägte sich meinem Bewußtsein zu Strafe aus; denn die Nemesis bezahlt mit gleicher Münze. Wo eine gebückte Alte mir begegnete, da dachte ich an die würdige Frau, die ich so tief gebeugt, und gab der Wiederhall den Namen Julie zurück, so war es mir, als riefe ihr die Mutter aus der Ferne. Als Julie nun todt war und meine Verhältnisse sich lösen ließen, trieb es mich über das Meer, eine Bestätigung nachzusuchen, die mir vor allem wichtig war, und dann hierher. Die Generalin lebte und war gesund, mit welcher Freude hörte ich das im Fährhause. So hatte der Gram um die Verlorene sie nicht getödtet, noch an ihrem Leben gezehrt. Sie würde zu versöhnen sein, sagte mir mein Glaube. Doch ehe ich um diesen Segen ringe, lassen Sie, mein gütiges Kind, gewähren Sie mir diese Bitte, lassen Sie — mich die Schlafende sehen!"

Isolde entsetzte sich vor dieser Zumuthung. Sie entgegnete: „Die Frau Generalin hat einen leisen Schlummer, es könnte ihr Tod sein, wenn sie zu dem Anblick ihres —" Isolde stockte —

„— ärgsten Feindes erwachte, sagen Sie es nur heraus!" sprach Palm und lächelte schmerzhaft. Dann fuhr er dringend fort: „Bitte, mein bestes Mädchen! Sie versagen dem Armen schwerlich eine Gabe, gönnen Sie dem Bedürftigsten von Allen diesen kleinen Trost. Im Schlafe ist Beschwichtigung — ich werde Muth schöpfen, dem Zuge meines Herzens zu folgen, habe ich die Züge, vielleicht vertieft vom Griffel herzdringender Kränkung, vorerst besänftiget gesehen, und die Augen geschlossen, welche so heiße Thränen über mich geweint."

Isolde fühlte sich bezwungen. Es lag etwas in diesem Verlangen, was über ihre Unschlüssigkeit siegte, und sie bestimmte, ihm zu gehorsamen, obgleich sie es für gewagt und unstatthaft fand. —

Schweigend gingen Beide in das Haus. Palm dämpfte den Schritt, nur der Mantel raffelte ein wenig; Isoldens Fuß berührte den Boden kaum. Sie schlich behutsam voran. Jetzt waren sie an der Thür des Schlafzimmers, die stand offen, zur Fürsorge, wenn der alten Dame etwas zustieße. Die Generalin schlief sanft und tief, ihr Athem säuselte hörbar. Sie lag, die Hände gefaltet, so weit seitwärts, daß die Gardine des Bettes ihre Nachthaube streifte, und die grüne Falte mit ihrem seidnen Blaß dies farblose Gesicht noch bleicher erscheinen ließ. Ein friedsam geistiges Lächeln, wie es Gestorbene verklärt, war in der ernsten Miene, und der Carniol des Siegelringes blinkte im Dämmerlicht der Schirmlampe.

Palm blieb auf der Schwelle, und Isolde deckte seine Stellung. Sie hörte ihr Herz schlagen. Er blickte starr auf das Schlummerbild, welches seinem Gefühl etwas Heiliges hatte, seine Lippen zuckten, vielleicht im Versuch eines Gebets, er beugte sein Knie an diesem Altar der Ruhe Jetzt regte sich die Matrone und redete im Traum: „Meine Julie! weiche nicht vor mir — sieh! ich bin gut“ — die Stimme erlosch in einem Seufzer. Isolde zog sich leise zurück und ihren Gefährten mit sich fort.

Im Vorsaal brannte Licht, der Gäste wegen, die zurück erwartet wurden; das Wohnzimmer aber war nur durch einen zweifelhaften Mondschein erhellt. Hier ließ Palm den Mantel fallen und jede Hülle des Geheimnisses. Er selbst fiel Isolden um den Hals und sprach fast schluchzend:

„Mein Kind, mein theures Kind! so wisse es denn, Du bist meine Tochter, Isolde! Sei stark, mein Herz! du hast Todesängste ausgehalten, jetzt wolle mir vor Freude nicht brechen!" Der starke Mann wankte und weinte in den Armen des zitternden Mädchens.

Isolde wußte nicht, wie ihr geschah. Sie konnte den Zusammenhang dieser Angabe nicht fassen. Der Vater aber überzeugte sie, und entwickelte hierauf, was unsere Leser schon wissen. „Was hat es mich gekostet," schloß Palm seine Erzählung, „Zeit, Mühe, Geld, zu erforschen, daß meine Kinder leben. Fremde Quittungen über große Summen, die wir gesendet, hatten uns getäuscht, die Zwillinge der Sommny's wären gestorben, womit nicht die angenommenen, sondern die leiblichen gemeint waren. Und während der verlorenen Jahre führte ein wunderbares Walten der Vorsehung Dich in dieses Haus zu Deinen Verwandten, daß Du die Freude, die Pflegerin der verlassenen Mutter würdest. Wo aber werde ich Emmy finden?"

Isolde, im Entzücken jener Vorstellung, überhörte diese väterliche Frage; auch rollte der Wagen der Sängerin vor, und unterbrach für eine Weile dies Zwiegespräch. Palm horchte zerstreut auf das Geräusch ihrer Ankunft, und schwieg lange. Endlich, da alles wieder still geworden war, trat er an ein Fenster, und zog Isolde innig an sich. „Welch eine schöne Nacht!" sagte er begeistert, „wie klar, wie kühl, für jede dunkle Erinnerung, für jede brennende Wunde! — Dort, ein wenig vom Monde bestreift, neben dem finstern Gebüsch des Parks, kommt die Hofcaplanei zum Vorschein, über diesen gelben Rasen ist Juliens Fuß so oft geschwebt — hier steht der alte Petrus noch, der mit seinen klanglosen Schlüsseln uns den Himmel öffnete,

denn er war Zeuge unseres Bundes. Alles unverrückt, so wie sonst — nur der Mensch wankt im Wechsel der Geschicke und muß der Nothwendigkeit weichen."

Isolde schmiegte ihr Köpfchen an seine Schulter, und ließ sich von ihrer Mutter erzählen. Ein Schatten kam hurtig über den Platz auf das Haus zu. Isolde sah nur einen Augenblick lang, wie er sich drohend streckte, dann hörte sie die Thür eben nicht geisterhaft öffnen und Alexanders Gang auf der Treppe. Sie eilte hinaus. Er glühete. „Ich hoffe," sagte er mit barscher Stimme, voll eifersüchtiger Furchtsamkeit, „ein Blendwerk der Hölle hat mich geäfft, Isolde. Ich sah Dich in eines Mannes Arm, ihm zugeneigt auf eine Weise, die mein Blut sieden machte. Es kann nicht weit von Zwölf sein — so war es vielleicht die Spiegelfechterei eines bösen Geistes, ein Phantasiestück in Hoffmann's Manier, denn Dein Buhle schien schwärzlich wie der Teufel."

„Gott behüte und bewahre!" sagte Isolde, von dieser Wildheit geängstet; „sprich leise, Lieber! und verhalte Dich sacht, daß wir den Schlaf nicht stören. Du hast ganz recht gesehen — welch ein Blick, Alexander! Höre doch nur erst — der Mann war mein Vater."

„Dein — Vater?" stammelte der Uhlan, „und der wäre wie ein Mondstein vom Himmel gefallen? Ich bin doch nicht betrunken? — Nein! diese Wände stehen wahrhaft fest, es flimmert mir nicht vor den Augen, ich erkenne alles ganz wohl, das ist Dein süßer, schöner Mund, der mir so etwas vorlügt. Oder wüchse der Wein des Fürsten vielleicht am Spalier eines Irrenhauses?"

Isolde theilte ihm in Eile und Kürze mit, was ihn ihrer Aussage wie seiner selbst gewiß machte. „Nun bitte

ich Dich noch" — setzte sie hinzu, „nimm den Vater mit zu Dir hinauf und herberge ihn bis morgen. Wir wollen jedes Geräusch vermeiden, bevor der Tag laut wird, denn die Nacht ist Niemands Freund. Gott wird dann wohl weiter helfen."

Alexander wollte nun auf der Stelle sein schnödes Urtheil gut und die Bekanntschaft des Oheims machen; aber Isolde drängte ihn abseits. Er schloß das Mädchen leidenschaftlich in seine Arme, und fragte mit zärtlichem Spott: „So bist Du wirklich meine Cousine und sogar eine kleine Vicomtesse von Geblüt?" Isolde nickte. „Und die Generalin," sprach sie, „darf ich jetzt mit vollem Rechte Großmutter nennen, ich mag nun Deine Frau werden oder nicht."

„O in dieser Alternative ist Gleichgültigkeit," sagte Alexander empfindlich. Da gab Isolde ihm statt der Antwort mit sanften Lippen einen Kuß zurück, und er fühlte ihre Liebe und sein Glück.

Ehe Palm den Bitten seiner Tochter nachgab, und sich in das Gaststübchen des unbekannten Neffen zur Ruhe verfügte, sagte er: „Eines Vermächtnisses will ich mich entledigen." Er nahm aus der Brusttasche des Mantels ein länglich rundes Etui von äußerst feingeflochtenem Bast, woraus er einen Gegenstand zog, den er in Isoldens Hand legte. Es war ein Vögelchen, ein Colibri. „Sieh, mein Kind!" begann der Vater, „dieser kleine Südländer war der Liebling Deiner Mutter; er pickte noch auf ihre Stirn, da sie verschied, und trank sich an dem kalten Honigthau dieser erbleichenden Blume selbst den Tod, denn er starb an demselben Tage." —

Isolde drückte das zarte Gefieder an ihre Wange, und erschauerte unter dieser Berührung. Sie fühlte ein körper-

liches Mittel zwischen dem Geiste der Mutter und ihrer kindlichen Sehnsucht.

„Wir wollen ihm ein warmes Nestchen geben" — sagte sie leise mit bewegter Stimme, und brütete im Instinct der Ahnung über einem Gedanken.

Auf der zierlichen Garnwinde der Generalin war eine offene Schale von Elfenbein befestiget, den Knäuel hineinzulegen; darin war abgegangener Flaum der Vicogne beseitiget, und auf dieses lockere Lager versetzte Isolde den kleinen Leichnam. Dann ging der Vater, ein wenig auszuruhen, denn er war sehr erschöpft. Seine Tochter aber blieb wach. Sie schwang die reine Seele in betender Inbrunst auf, und flehete Versöhnung. Gott erhört, die ihn in Wahrheit anrufen, und der ewige Mittler neigt sich der Liebe zu, die ihn sucht! Er erlöset von jedem Uebel immerdar, und seine Wunderkraft wirkt fort und fort in denen, die an seine Hülfe glauben und mit vertrauender Zuversicht heilig darauf hoffen.

Der Morgen nach dieser verhängnißvollen Nacht erwachte schön und heiter. Ein Schimmer von rosiger Helle — noch war die Sonne nicht so hoch — erfüllte das Zimmer, wie ein holdes Verkünden dem Licht der Erscheinung vorausgeht. Isolde ordnete mit unstäten Fingern den Bedarf zum Frühstück, da trat die Generalin aus ihrem Schlafgemach. Sie sah auffallend bleich aus, doch freundlich wie verklärt.

„Welch ein herrlicher Tag wird das werden!" sagte sie nach dem empfangenen und erwiederten Morgengruß, und

schauete sinnend hinaus in die blaue Höhe, an der sich purpurne Fahnen entfalten, als wolle der Himmel heute einen Triumph feiern. Und Isolde dachte: „Wenn Du wahr sprächest!“ In Gedanken vertieft, schmälerte die Generalin selbst ihr gewöhnlich kleines Maß von Genuß, und als Isolde besorgt nach der Ursache fragte, antwortete die Matrone: „Wer Nektar gekostet, verschmäht Kaffee und Kuchen. Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt, den muß ich Dir erzählen, Isolde. Tausend Erinnerungen waren gestern durch meine Seele gezogen, alles Ferne trat zu mir heran, es war mir, als hätte eine unsichtbare Hand den tiefsten Verschluß meines Herzens geöffnet, und fremde Gefühle nähmen es in Besitz. So war es vielleicht nur eine Gedankenfolge dieser Aufregungen, daß mir träumte, ich ruhe auf meinem Lager und eine dunkle Gestalt stände neben mir. Sie winkte, ich folgte ihr. Wie leicht waren meine Glieder! jede Schwere, jede Müdigkeit daraus verschwunden — so wird es uns sein, wenn wir diesen Erdenleib abgelegt haben. — Ich fand mich in einer himmlischen Gegend. Berge leuchteten in unbeschreiblichem Glanz, ein morgenländischer Hain kränzte Wiesen, die der Frühling reizend besäet hatte. So blüht keine irdische Rose! — Der Aether war ein farbiges Meer, prächtige Vögel spielten wie Edelsteine in den Lüften, und schneeweiße Täublein girrten am Boden. Meine Augen waren trunken, und suchten einen schattigen Ruhepunct. Da trat Julie — ich habe sie leibhaftig gesehen, Isolde — unter den Palmen hervor. Seltsam, daß ich mir meine Tochter, die jetzt eine Frau von vorgerückten Jahren wäre, nie anders habe denken können, als in ihrer ersten Blüthe. Auch hier war sie jugendlich schön, nur eine leise, ich möchte sagen, eine göttliche Trau=

rigkeit war über ihr liebes Gesicht verbreitet. In ihrem Blick, als sie mich erkannte, war eine bittende Sehnsucht, und die Arme hoben sich — — —"

„O Isolde!" fuhr die Generalin nach einer Pause mit wankender Stimme fort, „da habe ich gefühlt, daß unsere Trennung nur ein Traum war. Ich empfand die nahe Wiedervereinigung mit meinem Kinde, ich empfinde sie noch, und will diesen Trost festhalten. Ich war mir dämmernd eines langen Zeitraums bewußt, der zwischen uns läge, und hier war es ein kleines, grünes Feld, und meine Thränen hingen wie Thau an diesen seligen Blumen. — Nein, Mutterliebe ist unvergänglich. Ich glaubte mich zu versteinern gegen ihr Andenken, ich nahm den Haß zu Hülfe, und vergaß, daß der Menschen Thun ja auch nur Gottes Werk ist und unter seiner heiligen Zulassung zu unserm Besten geschieht. Wenn wir das nie vergäßen, dann wären wir fähig, unsern Schuldigern zu vergeben, wie wir bitten, daß uns vergeben werde. Isolde, wie hieß doch der Vers, den Du jüngst laut sagtest?"

Isolde, welche in tiefer Ergriffenheit die Rede der Generalin gehört hatte, sprach die Göthe'schen Strophen: „Der Haß ist eine läst'ge Bürde! er senkt das Herz tief in die Brust hinab, und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden. — Doch überwiegt das Leben alles, wenn die Liebe in seiner Schale liegt!" —

„Ja," sagte die Generalin, indem sie sich in ihren Armsessel niederließ, „das ist so wahr als schön. Seit mir träumte, ich sähe den Himmel offen, erscheint mir alles in einem andern Lichte. Es nimmt mich Wunder, daß ich so schwer getragen, da ich es hätte leichter haben können. Ein Fels ist von meiner Brust gerollt, der Stein gewälzt

von der Thür meines Herzens, und die gemarterte und gestorbene Liebe geht als ewiges Leben wie ein Gott aus seinem Grabe hervor. Ich bin wie von einem Seelentode auferstanden, und habe nun Friede mit der Welt. Auch dem, der mich unter allen Menschen am meisten gekränkt, selbst ihm verzeihe ich!" —

Bei diesen Worten strahlte die Herbstsonne in das Zimmer und webte auf Juliens Bilde. Die Generalin hatte sich die kleine Garnwinde näher gerückt, ihre tägliche Arbeit zu beginnen. Die Vicogne glänzte wie silbernes Haar, in der elfenbeinernen Schale schillerte es bunt wie Smaragd, Saphir und Rubin, und ein paar winzige Corallenäuglein blickten todt und sanft in das blasse Angesicht der Matrone. „Was ist das?" fragte sie befremdet, und starrte hin. Da trat Isolde schwanken Schrittes heran, hob das Vögelchen aus der Wolle, legte es in den Schooß der Generalin und sprach: „Ein kleiner geflügelter Bote aus Amerika, der, obgleich verstummt, viel von Julie zu erzählen wüßte."

„Gott!" rief die Generalin bestürzt, „wie kommst Du zu dem Colibri? Von Julie? sprich! o halte mir keine Silbe, die sie beträfe, nur um die Dauer einer Secunde vor!"

„So hätten Sie Kraft," fuhr Isolde mit unterdrückter Stimme fort, „Jemand zu sehen, der Ihnen ihren letzten Gruß brächte? Juliens Tochter, oder — ihren Gemahl?"

„Ihren letzten Gruß!" wiederholte die Generalin, und eine erschütternde Bewegung ward sichtbar an der alten Frau. „Der Allwissende weiß es," setzte sie hinzu, „er wäre meine erste Freude seit langen leidensvollen Jahren. Julie hätte doch im Tode mein gedacht. Ihre Tochter? ob ich sie sehen will? wenn Du einst Mutter sein wirst, Isolde, dann denke dieser Frage. Juliens Gemahl? — — nun

er würde mich stark genug finden, das hoffe ich zu Gott — seinen Anblick auszuhalten.“

Isolde verließ das Zimmer, und kam bald darauf mit Palm wieder. Sie eilte auf die Generalin zu, umschlang ihre Knie und rief zwischen Schluchzen und Jauchzen: „Hier ist Juliens Kind, geliebte Großmutter, das an Deinem Herzen aufwuchs, und dort steht mein Vater!“

Die Generalin wandelte doch eine kleine ohnmächtige Schwäche an. Sie lehnte erbleichend, als hätte der Todesengel sie berührt, im Armsessel, und ihre erloschenen Augen hingen an dem Vicomte, der, wie der Zöllner, gesenkten Hauptes von ferne stand. Seine alternde Gestalt, die weißen Locken, dabei etwas Würdiges in seinem Ansehen, rührte die Matrone und regte ihr Mitleid an. Das war nicht das Bild eines Verführers, wie es ihr vorgeschwebt; und mit diesem Manne, der schon mehr ein Greis schien, konnte sie einer jugendlichen Verirrung wegen nicht rechten. Eine Minute verging schwer und schweigend; während dieses leisen Schrittes der Zeit näherte sich die Generalin jener Stärke an, die sie vor weniger als einer Viertelstunde als ihr eigenstes Gefühl ausgesprochen. Sie reichte Palm mit abgewendetem Gesicht die Hand. Er stürzte zu ihren Füßen, und bedeckte diese mütterliche Hand mit männlichen Thränen.

„Julie hat Sie geliebt!“ sagte die Generalin mit schwacher Stimme, „wenn meine Tochter glücklich gewesen, dann ist der Jammer ihrer Mutter vergeben und vergessen.“

In der Versöhnung offenbart die Gottheit ihr seligstes Geheimniß. Kein schönerer Tag war in diesem Hause noch gelebt worden, und eine außerordentliche Freude löste seine Regel auf; die Liebe ist alles Gesetzes Erfüllung. Die Generalin saß und horchte, und hörte sich nicht satt, da Palm

von seiner entschlafenen Gattin, von ihrem häuslichen Glück in einsamer Befriedigung erzählte. Julie war ihr aufs neue geschenkt, ob sie auch gestorben war. Der Aufschluß hinsichtlich Isoldens zeigte sich von minderer Wirkung auf die Großmutter, als ihre Enkelin dies erwartet hatte. Schwerlich konnte diese Entdeckung die Zärtlichkeit der Matrone für das Mädchen erhöhen, nur etwa unter eine verwandtschaftliche Berechtigung stellen, und für jetzt ging alles Denken und Sinnen der Generalin in dem Durste auf, von Ihm, der die Quelle ihrer Leiden war, Trost zu schöpfen, um das Mutterherz zu erquicken. — Eine Scene anderer Art hemmte jetzt den Einfluß dieser gewaltsamen Rührung. Alexander trat ein.

„Guten Morgen, liebe Großmutter!“ sagte er frisch und froh, „nicht wahr, dieser Wunsch ist Dir schon erfüllt! Gewähre nun auch den meinigen. Sieh! hier ist meine Erwählte!“. Er umfaßte Isolde, und hob im steten Drange einer Kraftäußerung das Mädchen ein wenig in die Höhe.

Die Generalin öffnete die Augen weit. Sie ließ das Paradies einer wundervollen Natur, worin Julie gelebt, fallen, und den Wasserfall dazu, in dessen Nähe das Landhaus des Vicomte gelegen, um den Begriff einer Möglichkeit zu fassen, die über ihren Horizont war.

„Isolde?“ fragte sie mit Staunen und zögernd, „davon habe ich noch gar nichts gemerkt.“

Ich selbst habe es gestern erst gemerkt,“ antwortete Alexander listig, „und schon an einer ganz kleinen Lüge, daß ich sie wahrhaft liebte.“

Isolde erröthete und blinzelte ihm ein Verbot zu.

Die Generalin schüttelte wie ungläubig den Kopf. „Wie ist's mit Dir, Isolde?“ fragte sie hierauf; „Du schlägst

den Wildfang aus? und lässest ihn fahren — zu Kahne mit der kleinen Schifferin?“

„Nein, liebe Großmutter,“ erwiederte Isolde mit dem vollen Ausdruck der Liebe, „ich schlage ein; mein Herz, mein treuer Wille soll künftig sein Steuermann sein. Auch wird er es mir zu Gefallen thun, und von nun an die Landstraße kommen.“

„Ein Luftschiff wäre mir zu diesem Zweck schon das Liebste“ — entgegnete der rasche Uhlan, und die Meinung schwankte, ob er damit seine Sehnsucht andeuten oder ein Versprechen umgehen wollte, auf das er sich nicht einzulassen schien.

„Du bist ein Windflügel, mein Sohn,“ antwortete die Matrone mit einem Lächeln zärtlicher Bekümmerniß, „und könntest leichtlich aus Deinen Himmeln fallen. Für Leute Deines Schlages ist Zögern Zuverlässigkeit. Isolde, Du wirst ihn kurz halten müssen. — Doch, Alexander, hier sitzt der Vater, noch hast Du ihn nicht gefragt. Ihm gebührt das Wort um die Braut.“

„O mit dem Oheim bin ich bereits richtig,“ versicherte der Neffe, und reichte dem Vicomte vertraulich die Hand, „er giebt mir die Tochter. Ein Soldat wirbt schnell.“

„Nun so gebe Euch Gott langes Glück!“ sagte die Generalin gerührt.

„Ich empfange hier nur,“ sprach Palm, „unverdiente Freude erfüllt mein Herz.“

Aber auch das Herz der Matrone schwoll zu sehr. Diese flüchtige Verlobung hatte ihre Kraft vollends erschöpft. Sie bedurfte der Erholung um ihre Lebensgeister zu sammeln, und bat, daß man sie für jetzt allein lassen möge.

Palm ging nach dem Schlosse, sich dem Fürsten vorzu-

stellen; die Liebenden gingen in den Garten. Sie hatten sich noch tausend Dinge zu sagen, und Nachmittags schon mußte Alexander fort.

Der Fürst machte seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang, als der Vicomte ihm gemeldet ward. Er kam daher, sein Schritt rauschte langsam durch den Blätterschutt des Herbstes. Dieser stolze Nacken war doch nun ein wenig gebückt, und er verbeugte sich tief. Der Fürst stand betroffen; es war ihm, als sähe er einen Geist. Er schauete trüben Blickes in den Spiegel der Vergangenheit, und erkannte zum ersten Male, wie alt er selbst geworden wäre.

„Das dachte ich nicht," sagte er, „daß wir einander hienieden noch einmal begegnen würden. Romeo, der sich unserm Andenken selbst getödtet, ist seinem Grabe entstiegen."

Dieser Vorwurf war der einzige, dessen der wohlwollende Herr gegen einen Mann fähig war, der so sichtlich das Gepräge schwerer Erfahrungen trug. Palm überließ sich der Gnade des fürstlichen Urtheils, führte seine Entschuldigung mit wenig Worten und nur schließlich an: die Generalin sei ihm versöhnt. Dies reichte hin, die gutmüthige Durchlaucht der Last zu entheben, sich zürnend gegen ihn behaupten zu müssen. Der Fürst, daran gewöhnt, nur einen ästhetischen Maßstab an leidenschaftliche Verirrungen zu legen, hatte jenen Schritt im Stillen weit minder strenge gerichtet, als die Welt. Der Vicomte war ihm einst ein Gegenstand des tiefsten Mitleids und persönlicher Schätzung gewesen. Er hatte den Umgang dieses Mannes geliebt, der sich rar machte, und das Vertrauen des Unglücklichen, der jeder Theilnahme auswich, der starr und abgeschlossen allen Freuden, nur in sich selbst lebte, ihm zarter geschmeichelt, als die dienstwillige Hingebung derer, welche ihm nichts zu entdecken

wußten, als die Wünsche seiner Gunst. Jetzt stand dieser Mann nun vor ihm. In dem Fürsten erwachten verjährte Erinnerungen, zu denen sich ein neues Interesse gesellte, dieses schönen Herzens würdig. Während des Gespräches gingen sie mit einander auf und nieder, wie vor zwanzig Jahren.

„Ja," sagte der Fürst, und ein geheimnißvolles Lächeln umspielte seine Lippe, „es war wohl nicht hübsch von Ihnen, Vicomte, daß Sie uns damals die herrlichste Zierde von Greifswerda, die Blume unserer weiblichen Jugend an Schönheit und Talent, entwendeten; aber — auch was beweint ward, kommt zurück! sagt irgendwo ein geistlicher Dichter. Jede Natur findet ihren Herbst; doch ein neuer Frühling bringt die verschwundenen Blüthen wieder. — Sie erscheinen mir wie gerufen, wenn dies als möglich anzunehmen wäre. Wissen Sie schon, Ihre Tochter ist hier, und im Hause der Generalin?"

„Ich weiß" — antwortete Palm, „Gott hat mir überschwänglich mehr gegeben, als ich zu hoffen wagte; ich suchte Schmerz an Gräbern, und habe Freude in den Armen der Lebendigen gefunden."

„Sie wissen also?" fragte der Fürst in Begeisterung; „nicht wahr? ein englisches Wesen! welche Gestalt! welche Stimme! Sie gleicht ihrer Mutter. Wir waren gestern alle bezaubert. Ich mußte viel an die holde Julie denken, und jetzt sehe ich, daß es eine Ahnung gewesen. Der gefälligste Zufall führt Sie hierher, Vicomte. Wie aber nahm die Generalin diese Ueberraschung auf?"

Palm starrte den Fürsten an. „Gestern?" sagte er fremd, „die Generalin? Nun, sie liebte das Mädchen schon; das

Alter findet nichts wunderbar mehr, was sich ihm auch begeben mag."

Der Fürst nickte beifällig und sprach: „Ich muß Ihnen aber doch nun mittheilen, wie ich dazu gekommen bin, den Vermittler in dieser difficilen Sache zu machen; ich mische mich sonst nie in Familienangelegenheiten. Es war im verflossenen Frühjahr, als ich eines Morgens am grünen Gitterthore dort einen Menschen erblickte, der ein ziemlich vagues Ansehen hatte. Ich frage ihn, was er hier zu suchen habe; und er antwortete mir in gebildeter Sprache, nennt sich einen Schauspieler, Namens Sommny, und spricht meine Kunstliebe für sein Fach um ein Viaticum an. Auch wolle und könne er mir ein Geheimniß entdecken, was für eine achtungswürdige Dame hiesigen Ortes von größter Wichtigkeit wäre. Ich erlaube ihm zu reden. Da erzählt der Mensch mir eine fabelhafte Geschichte, in Bezug auf Sie und die Ihrigen, Vicomte. Eine Tochter von Ihnen sei für das Theater, doch fein und gut erzogen worden, aus einer fürsorgenden Hand in die andere, und zuletzt nach B...... gegangen, um sich dort als Sängerin zu engagiren. Von einer zweiten — als hätten Sie bei Ihrer Ueberfahrt nach Amerika die Töchter dutzendweise am Strande verstreut, und dieser Vagabund sie aufgelesen — faselte er Unsinn, den ich nicht verstand. Diese solle von seiner geschiedenen Frau an eine ausländische Edelmama, eine Schwiegertochter unserer Generalin, verkauft worden sein. Die Generalin hatte ja aber nie einen Sohn; das ist also schon eine Lüge. Seine erstere Aussage enthielt jedoch so viele genaue Angaben, daß ich nicht umhin konnte, sie wahrscheinlich zu finden. Ich merkte davon, was mir brauchbar schien, entfernte sodann den Schauspieler mit einem Geschenk, und forschte nach. Unter dem

Namen Emmy Sommer — diese kleine Umschreibung konnte mich nicht irren — lebte Ihre Tochter in B......, und ob auch nach nach Verdienst gefeiert, doch nicht ganz glücklich. Eine Familie, der sich das liebe Kind angeschlossen, um seine Jugend unter eine freundliche Aufsicht vor zudringlichen Verehrern sicher zu stellen, machte schnöden Mißbrauch von diesem Vertrauen. Man quälte das arme Mädchen mit habsüchtigen Ränken, mit Anschlägen der verwerflichsten Art. Emmy hatte sich mit Abneigung gegen die Oeffentlichkeit des Talents erklärt, das für ihre zarte Gesundheit überfordert würde. Sie hatte ferner den Wunsch ausgesprochen, in ländlicher Zurückgezogenheit nur wie die Nachtigall singen zu dürfen, begeistert von der Natur. Sie können denken, daß Emmy mit Freuden einwilligte, als ich ihr durch einen bevollmächtigten Freund meinen Schutz anbieten ließ, und ein stilles Plätzchen zur Uebung der himmlischen Stimme. Greifswerda hat auch seinen Helikon."

Der Fürst lächelte mit Selbstbewußtsein und fuhr fort: „Reich würde sie hier nicht werden, aber ruhig; die Genügsamkeit ist unsere Schatzkammer, und diese, wie wir classisch wissen, hat überall genug. — Das verwandtschaftliche Geheimniß bewahrte ich annoch; wußte ich doch nicht, wie die Generalin zur Aufnahme ihrer Enkelin gesinnt sein würde, die als Sängerin aufträte. Verhaltener Aerger und die Folgen einer Erkältung nach heißen Stunden verursachte Ihrer Emmy eine schwere Krankheit, an der sie lange daniederlag. Die Angegriffenheit, an der sie noch leidet, gab uns den Vorwand, sie der Generalin nahe zu bringen; auf einen so schnellen Erfolg hätte ich jedoch nicht gerechnet."

Der Vicomte stand wie eine Bildsäule. Sein bräunliches Gesicht hatte während dieser Rede die Farbe gewech-

selt, bald bleichgelb, bald dunkelroth, gleich dem Laube des Herbstes; aber in seinem Auge glänzte ein Sonnenstrahl des Entzückens, wie der Aufgang einer schöneren Zeit. Er hob die Hände zum Himmel auf, und sprach mit gerührter Stimme: Du ewiger Schirm! so habe ich diese Nacht unter einem Dache mit meinem Kinde geschlafen, ohne es zu wissen! Mein Fürst, wie soll ich danken? Ich finde hier zum zweiten Male, was mein verödetes Herz beseligt!" Er machte eine Bewegung, als wolle er ein Knie beugen.

Jetzt kam die Reihe des Erstaunens an den Fürsten; eine gegenseitige Erklärung erfolgte, zum Preise Dessen, der wohl tausend Wege seiner Führungen zu finden weiß, wo die Vernunft nicht einen sieht.

Dann ging Palm in jugendlicher Geschwindigkeit nach Hause, denn er sehnte sich, seine Emmy zu sehen, das Ebenbild der Verstorbenen, wie der Fürst ihm gesagt, und sie erkennen zu lassen von den Andern.

Palm blieb mit seinen Töchtern im Hause der Generalin wohnen. Er wollte Greifswerda nicht mehr verlassen. In der Hofcaplanei war jenes Zimmer zu bewohnen, welches einst das seinige gewesen. Seinem Wunsch ward die Vergünstigung, daß er sich auch jetzt als ein stiller Inhaber desselben betrachten dürfe. Hier verlebte der Vicomte manche Stunde allein, denn eine gänzliche Einsamkeit war ihm zuweilen Bedürfniß. Der Schlüssel öffnete ihm die Pforte der Erinnerung. Die alten Möbeln waren wiederum zu

seinem Gebrauch; auf diesem Stuhl hatte Julie gesessen, an diesen Tisch ihren schönen Arm gestützt, wenn sie sinnig seinem Vortrage horchte. Hier stand der kleine Bücherschrank noch, der den größten Geist seines Zeitalters faßte, und abermals stellte der Vicomte seinen Shakespeare darin auf; es lagen Bandzeichen von Julie zwischen den Seiten, die er heilig bewahrte. Am Spiegel steckte eine welke Blumen noch, die einst an ihrem Busen geduftet — die Liebe, welche auch den Leichnam eines Blümchens beseelt, hauchte ihr jenen lebendigen Odem wieder ein.

Der Winter fesselte den Fluß; rauchend athmete der Frost über der schimmernden Eisbahn, silberne Wälder starrten an den Scheiben, die sein Blick durchirrte; aber es hinderte ihn nicht, das Herz in diesem Raume zu erwärmen. Er fand sich hier zurecht, wenn das Labyrinth der menschlichen Schicksale sein Gemüth befangen hatte.

Der Ritter Lanzelot kam seit jener Zeit selten mehr nach Greifswerda. Ein junger Edelmann, ein Attaché des Hofes, der, ein musikalisches Genie vom ersten Range, an jenem Opernabend den Barbier von Sevilla gespielt hatte, bewarb sich einige Zeit darauf um die Hand der schönen Rosine. Die Generalin sagte lächelnd, als Emmy ihr mit süßem Zagen ihre Neigung gestand: „Etwas Chirurgisches — das war in den Sternen geschrieben — sollte nun schon in unsere Familie kommen — und so gebe der Himmel, daß der Geliebte Dir ein Heilkünstler im höchsten Sinne werden möge!“

Isoldens Hochzeit war nach Ablauf eines Jahres angesetzt, und es blieb unabänderlich bei diesem Beschluß, ob auch Alexander stürmisch dagegen ankämpfte. Diesmal besiegte

ihn das Gefühl einer zunehmenden Schwäche und die Stärke der kindlichen Liebe; die Generalin fühlte sich. Wenn sie in ihrem Armstuhl saß, und das Auge, jetzt von einem dünnen Flor überwebt, auf das Vögelchen gerichtet hielt, dann schien ihr das Spiel seiner Farben ein Regenbogen der Versöhnung nach einer Sündfluth von Thränen! Ihr Gedanke schwebte auf den kleinen Flügeln, die der Tod gesenkt, in das Land seiner Heimath, wo Julie begraben lag. Die Grenzen der Erde rückten zusammen, die Zeit, auch die längste, die dem Menschen vergönnt ist, war ja nur eine Spanne, und alles Irdische ein flüchtiger Traum. Ihr vergangenes Leben trat in wechselnden Bildern vor das müde Gedächtniß, und zerrann, wie die Vorstellungen dessen, der da einschläft. Alles war vorüber, die verkümmerte Jugend, die unglückliche Liebe, die so lange schon unter tieferen Schmerzen ruhete — die unendliche Sehnsucht, welche nun Ruhe geworden. Manche Gestalten nur tauchten grell, oder im mildesten Lichte der Erinnerung unter diesem Verdämmern auf. Unter den ersteren ragte die Zigeunerin hervor. Wie so fürchterlich hatte das Weib wahrgesagt. Die Generalin erschauerte bei diesem Andenken. Zu den letzteren gehörte die gute Logau, deren eheliche Kette der Tod zeitig lösete; doch lebte sie in wackern Kindern fort. Vielleicht dachte die Generalin jener Frau, wenn sie ihren Enkeltöchtern unter den Regeln für die Zukunft der Ehe auch die Lehre gab: „Befleißiget Euch vor allen Dingen des Gleichmuths und einer stillen Seele. Das Gemüth des Weibes sei heilig, eine unsichtbare Kirche! Gebet nie einem zerstörenden Grame oder leidenschaftlicher Heftigkeit Raum, denn Ihr sollt Mütter werden, liebe Kinder. In dieser Bestimmung liegt etwas Göttliches. Dann theilet Eure Liebe gleichmäßig, oder doch Euren

Segen. Die Vorsehung ist gerecht. Das Quentlein, das Ihr dem einen Kinde vorenthaltet, fällt als ein Centnergewicht des Kummers um das andere auf Euer eigenes Herz zurück." Die Generalin seufzte schwer.

Nelly Balthasar saß im Frühlingssonnenschein am Ufer und strickte Netze. Sie zog die Schlingen krampfhaft enge, wobei sie bedachte, wie bald man sich in seiner eigenen List fangen könne; das Herzchen war ihr selbst ein wenig zugeschnürt. Sie rudert nicht mehr auf dem ungetreuen Element. Wenn der Mond mit seinem stillen Licht über dem rauschenden Wasser schimmert, dann sitzt Nelly am liebsten allein und schaut tiefsinnig den Wellen nach. Sie summt ein Liedchen, das, welches Inhalts es auch sei, in seinem Gefühl sagt oder singt: „Fließe, fließe, lieber Fluß, nimmer werd' ich froh — —"

Der Colibri sitzt noch immer in der spanischen Wolle, während seine Psyche vielleicht in dem Paradiese einer neuen Welt schwebt und den Honig ätherischer Blumen kostet.

Seit einiger Zeit steht die kleine Winde stille, denn die Parze hat den Lebensfaden der würdigen Generalin abgeschnitten.

[illegible]

[illegible]

Der [illegible] sitzt noch immer in der [illegible] während seine Psyche vielleicht in dem Paradiese [illegible] Welt schwebt und den Honig ätherischer Blumen saugt.

Seit einiger Zeit steht die kleine Mühle stille, denn die Parze hat den Lebensfaden der [illegible] schnitten.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanke, Henriette,

Sämmtliche Schriften von Henriette Hanke

Bd.: 57

Hannover 1843

P.o.germ. 571 s-56/62
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014594-9